

HEYNE <



Leseprobe

Stephen Chbosky

Der unsichtbare Freund
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €



Seiten: 912

Erscheinungstermin: 09. November 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Die alleinerziehende Kate muss mit ihrem siebenjährigen Sohn Christopher untertauchen. Das abgelegene Örtchen Mill Grove, Pennsylvania, scheint dafür ideal zu sein. Doch dann beginnt Christopher, eine Stimme zu hören. Und merkwürdige Zeichen zu sehen, die ihn in den Wald locken. Sechs Tage lang bleibt er verschwunden. Als er wieder auftaucht, kann er sich an nichts erinnern. Aber plötzlich hat er besondere Fähigkeiten und den Auftrag, ein Baumhaus im Wald zu errichten. Wenn er es nicht schafft, so die Stimme, wird der ganze Ort untergehen. Auf einmal befinden sich Christopher, seine Mutter und alle Einwohner von Mill Grove mitten im Kampf zwischen Gut und Böse.



Autor

Stephen Chbosky

Stephen Chbosky ist ein vielfach preisgekrönter Autor, Drehbuchschreiber und Regisseur. Sein All-Age-Roman »Das also ist mein Leben« hat sich international millionenfach verkauft. Auch die Verfilmung mit Emma Watson und Logan Lerman war ein großer Erfolg. Nach diversen weiteren Filmprojekten (zuletzt: »Die Schöne und das Biest« und »Wunder«) legt er nun seinen zweiten großen Roman vor. Stephen Chbosky ist aufgewachsen in Pittsburgh und lebt derzeit in Los Angeles.

**STEPHEN
CHBOSKY**

**DER
UNSICHTBARE
FREUND**

ROMAN

Aus dem Amerikanischen
von Friedrich Mader

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

*Für Liz
und die anderen Mütter auf der ganzen Welt*

Fünfzig Jahre davor

Bleib auf der Straße. Wenn du auf der Straße bleibst, kriegen sie dich nicht.

Der kleine David Olson wusste, dass er in Schwierigkeiten steckte. Sobald Mom und Dad zurückkamen, würde er was erleben können. Seine einzige Hoffnung waren die Kissen, die er unter die Decke gestopft hatte, damit es aussah, als läge er im Bett. So machten es die Leute immer im Fernsehen. Doch das spielte jetzt sowieso keine Rolle mehr. Er hatte sich aus seinem Zimmer geschlichen und war am Efeu hinuntergeklettert. Dabei war er ausgerutscht und mit dem Fuß umgeknickt. Zum Glück nicht so schlimm. Nicht so wie bei seinem älteren Bruder, wenn er sich beim Football verletzt hatte. Nein, so schlimm war es nicht.

Der kleine David Olson humpelte die Hays Road bergab. Dunst im Gesicht. Der Nebel waberte vom Hang herab. Er blickte auf zum Mond. Voll und bleich stand er am Himmel. Schon die zweite Nacht hintereinander. Ein blauer Mond. Das hatte ihm sein Bruder erklärt. Wie der Song, zu dem Mom und Dad manchmal getanzt hatten. Als sie noch glücklich gewesen waren. Als sie noch keine Angst um David hatten.

Blue Moon.

I saw you standing alone.

Der kleine David Olson hörte etwas in den Büschen. Kurz dachte er, dass es vielleicht wieder einer von diesen Träumen sein könnte. Aber nein, er wusste, dass es kein Traum war. Er

zwang sich, wach zu bleiben. Trotz seiner Kopfschmerzen. Er musste es heute Nacht dorthin schaffen.

Ein vorbeifahrendes Auto tauchte den Nebel in Scheinwerferlicht. Der kleine David Olson versteckte sich hinter einem Briefkasten, als aus dem Ford Mustang Rock'n'Roll brandete. Zwei Teenager lachten. Viele junge Kerle wurden zur Army eingezogen, und Alkohol am Steuer nahm immer mehr überhand. Das sagte zumindest sein Dad.

»David?«, wisperte eine Stimme. Zischperte. Zischsch.

Hatte da jemand gesprochen? Oder war es bloß in seinem Kopf?

»Wer ist da?«, fragte David.

Schweigen.

Bestimmt hatte er es sich bloß eingebildet. Das war halb so wild. Wenigstens war es nicht die zischende Lady. Wenigstens träumte er nicht.

Oder doch?

David blickte den Hügel hinunter zur Straßenecke mit der großen Laterne am Monterey Drive. Die Teenager bogen ab, ihr Lärm verhallte. Da bemerkte David einen Schatten. Mitten im Lichtkreis der Straßenlampe stand eine Gestalt. Wartend und pfeifend. Pfeifend und wartend. Das Lied klang fast wie ...

Blue Moon.

Davids Nackenhaare richteten sich auf.

Geh nicht zu dieser Ecke.

Halt dich fern von dieser Gestalt.

Der kleine David Olson nahm die Abkürzung durch die Gärten.

Auf Zehenspitzen näherte er sich einem Zaun. *Sie dürfen dich nicht hören. Und sehen. Du bist nicht auf der Straße. Es ist gefährlich.* Er schaute auf zu einem Fenster, wo eine Babysitterin mit ihrem Freund knutschte, während das Baby schrie. Bloß dass es wie eine Katze klang. Er war sich sicher, dass er

nicht träumte, auch wenn ihm die Unterscheidung immer schwerer fiel. Er kletterte unter dem Zaun durch, und vom Gras wurde seine Pyjamahose nass. Das konnte er nicht einfach vor seiner Mom verstecken. Er musste sie selber waschen. So wie die Laken jeden Morgen, seit er wieder ins Bett machte. Seine Mutter durfte es nicht erfahren. Sonst würde sie Fragen stellen. Fragen, auf die er keine Antwort hatte.

Keine, die er laut aussprechen konnte.

Er schob sich durch das Wäldchen hinter dem Haus der Marucas. Vorbei an der Schaukel, die Mr. Maruca mit seinen Jungen aufgestellt hatte. Nach einem harten Tag Arbeit gab es immer zwei Oreos und ein Glas Milch. Der kleine David Olson hatte ihnen ein- oder zweimal geholfen. Er liebte diese Oreos. Vor allem, wenn sie schon ein bisschen weich und alt waren.

»David?«

Das Flüstern war jetzt lauter. Er wandte sich um. Alles wie ausgestorben. Er spähte an den Häusern vorbei zur Laterne. Die Schattengestalt war verschwunden. Sie konnte überall sein. Auch direkt in seinem Rücken. *Oh, bitte, es soll nicht die zischende Lady sein. Bitte, ich darf nicht eingeschlafen sein.*

Knack.

Hinter ihm brach ein Zweig. Der kleine David Olson vergaß seinen verstauchten Fuß und rannte los. Er hetzte quer über den Rasen der Pruzans hinunter zum Carmell Drive und bog links ab. Er hörte hechelnde Hunde, die näher kamen. Aber da waren keine Hunde. Es waren bloß Geräusche. Wie die Träume. Wie das weinende Katzenbaby. Sie jagten ihm nach, und er lief schneller. Seine kleinen Stiefel klatschten auf den nassen Asphalt. Schmatz schmatz schmatz, wie die Küsse von Grandma.

Als er endlich die Ecke am Monterey Drive erreichte, wandte er sich nach rechts. Mitten auf der Straße lief er weiter. Wie

ein Floß auf einem Fluss. *Bleib auf der Straße. Wenn du auf der Straße bleibst, kriegen sie dich nicht.* Die Geräusche waren jetzt auf beiden Seiten. Leises Zischen. Das Hecheln von Hunden. Und Lecken. Katzenbabys. Und dieses Wispern.

»David, komm runter von der Straße. Du tust dir noch weh. Komm auf den Rasen, da ist es sicher.«

Das war die Stimme der zischenden Lady. Er wusste es. Am Anfang hatte sie immer eine freundliche Stimme. Wie ein Ausbilder, der sich einschmeicheln wollte. Aber wenn man sie anschaute, war sie überhaupt nicht mehr freundlich, sondern verwandelte sich in einen zischenden Mund mit scharfen Zähnen. Schlimmer als die Böse Hexe. Schlimmer als alles. Mit vier Beinen wie ein Hund. Oder mit einem langen Hals wie eine Giraffe. Zschsch.

»David? Deine Mutter hat sich an den Füßen wehgetan. Sie sind ganz zerschnitten. Komm und hilf mir.«

Die zischende Lady sprach jetzt mit der Stimme seiner Mom. Gemein von ihr. Aber so war sie eben. Sie konnte sogar aussehen wie sie. Beim ersten Mal hatte sie ihn damit hereingelegt. Er war zu ihr auf den Grünstreifen gelaufen, und sie hatte ihn gepackt. Danach hatte er zwei Nächte lang nicht geschlafen. In dem Haus mit dem Keller, in das sie ihn gebracht hatte. Dem Haus mit dem Ofen.

»Hilf deiner Mutter, du kleiner Hosenscheißer.«

Die Stimme seiner Grandma. Bloß dass es nicht seine Grandma war. David konnte die weißen Zähne der zischenden Lady spüren. *Schau sie nicht an. Schau einfach geradeaus. Lauf weiter bis zur Sackgasse. Dann bist du sie für immer los. Du musst zur letzten Straßenlampe.*

»Zschschsch.«

David Olson starrte nach vorn zur letzten Laterne in der Sackgasse. Und blieb wie angewurzelt stehen.

Da war wieder die Schattengestalt.

Sie stand mitten im Lichtkreis der Straßenlampe. Wartend und pfeifend. Pfeifend und wartend. Traum oder kein Traum, das war schlecht. Aber David konnte nicht mehr zurück. Alles hing von ihm ab. Er musste an der Lampengestalt vorbei, um zum Treffpunkt zu gelangen.

»Ziiiiischschschschschsch.«

Die zischende Lady war hinter ihm. Kam immer näher. Und plötzlich wurde es David Olson kalt. Sein Pyjama war feucht. Trotz Mantel.

Einfach weitergehen. Mehr konnte er nicht tun. Tapfer sein wie sein großer Bruder. Tapfer wie die Teenager, die eingezogen wurden. Tapfer weitermarschieren. Ein kleiner Schritt. Und noch einer.

»Hallo?«, sagte der kleine David Olson.

Die Gestalt blieb stumm und bewegte sich nicht. Sie atmete nur, und der Atem machte ...

Wolken.

»Hallo? Wer bist du?«

Schweigen. Die Welt hielt die Luft an.

Vorsichtig näherte der kleine David Olson die Stiefelspitze dem Lichtkreis. »Entschuldigung, ich muss vorbei. Ist das in Ordnung?«

Die Gestalt schwieg noch immer. Zentimeter für Zentimeter schob David die Stiefelspitze ins Licht. Nun regte sich die Gestalt. David verspürte den Drang, wegzurennen, nach Hause zu laufen. Aber es ging nicht, er musste die Sache beenden. Nur so konnte er sie aufhalten. Er setzte den ganzen Fuß ins Licht. Die Gestalt drehte sich ein Stück zu ihm um. Eine erwachende Statue. Das ganze Bein. Wieder eine Drehung. Schließlich hielt David es nicht mehr aus und trat in den hellen Schein. Im nächsten Moment stürzte die Gestalt auf ihn zu. Stöhnend. Mit ausgestrecktem Arm. David rannte durch den Kreis. Die Gestalt war dicht hinter ihm. Nach ihm leckend.

Schreiend. David spürte, wie sie die langen Nägel nach ihm ausstreckte, und ließ sich fallen, gerade als sie ihn am Haar packen wollte. Wie beim Baseball schlitterte er über den harten Asphalt. Dass er sich das Knie aufschürfte, war unwichtig. Hauptsache, er war nicht mehr im Licht. Die Gestalt bewegte sich nicht mehr, und David war am Ende der Straße. Die Sackgasse mit der Blockhütte, in der ein frisch verheiratetes Paar wohnte.

Der kleine David Olson wandte den Blick von der Straße. Die Nacht war still bis auf das Zirpen einiger Grillen. Leichter Nebel leuchtete auf den Pfad zu den Bäumen. David hatte schreckliche Angst, doch er konnte nicht zurück. Alles hing von ihm ab. Er musste die Sache beenden, sonst würde sich die zischende Lady befreien. Und sein großer Bruder war der Erste, der sterben würde.

Der kleine David Olson verließ die Straße und marschierte los.

Vorbei am Zaun.

Durch das Feld.

Hinein in den Missionswald.

Teil 1

Heute

1

Träume ich?

Das fragte sich der kleine Junge, als der alte Ford-Kombi über eine Bodenschwelle rumpelte und ihn aufweckte. Er hatte ein Gefühl, als läge er behaglich im Bett und müsste plötzlich zur Toilette. Die Augen gegen die Sonne zusammenkneifend, spähte er hinaus auf den Ohio Turnpike. Der Dampf der Augusthitze löste sich vom Highway wie die Wellen in dem Schwimmbad, in das Mom mit ihm gegangen war, nachdem sie eine Weile das Mittagessen ausgelassen und dadurch Geld gespart hatte. »Ich habe drei Pfund abgenommen«, sagte sie und zwinkerte ihm zu. Das war einer von den guten Tagen.

Er rieb sich die müden Augen und richtete sich auf. Er fuhr gerne auf dem Beifahrersitz, wenn seine Mom am Steuer saß. Dann fühlte er sich wie ein Mitglied in einem Club. Einem besonderen Club, der aus ihm und dieser coolen, schlanken Dame neben ihm bestand. Er betrachtete sie von der Seite, umrahmt vom Licht des Sonnenaufgangs. Ihre Haut klebte an dem heißen Kunststoffsitz. Die Schultern waren rot um die Träger ihres Hemds. Die Haut bleich direkt unter den abgeschnittenen Jeans. In einer Hand hielt sie eine Zigarette, und sie sah umwerfend aus. Wie die alten Kinodiven bei ihren gemeinsamen Filmabenden am Freitag. Er liebte es, dass an ihren Zigarettenfiltern roter Lippenstift zurückblieb. Die Lehrer in Denver meinten, dass Zigaretten schlecht für die Gesundheit waren. Als er das seiner Mom erzählte, meinte sie

mit einem Grinsen, dass auch Lehrer schlecht für die Gesundheit sein konnten, und rauchte weiter.

»Lehrer sind natürlich wichtig, also vergiss bitte, dass ich das gesagt habe.«

»Okay«, antwortete er.

Er beobachtete, wie sie ihre Zigarette ausdrückte und sich sofort wieder eine anzündete. Das tat sie nur, wenn sie sich Sorgen machte. Und bei einem Umzug machte sie sich immer Sorgen. Vielleicht wird es diesmal anders. Seit Dads Tod hörte er das ständig von ihr. Diesmal wird es anders. Auch wenn es nie stimmte.

Und diesmal waren sie sogar richtig auf der Flucht.

Sie nahm einen Zug, und der Rauch kräuselte sich hinauf über die sommerlichen Schweißperlen auf ihrer Oberlippe. Tief in Gedanken starrte sie voraus über das Lenkrad. Erst nach einer vollen Minute bemerkte sie, dass er wach war. Da lächelte sie.

»Ist das nicht ein herrlicher Morgen?«, flüsterte sie.

Eigentlich interessierte sich der Junge nicht für so etwas. Aber weil es seiner Mom wichtig war, tat er es doch. »Ja, Mom. Auf jeden Fall.«

Er nannte sie jetzt immer Mom. Vor drei Jahren hatte sie ihn aufgefordert, sie nicht mehr Mommy zu nennen. Das mache ihn klein, erklärte sie, und sie wollte nicht, dass ihr Sohn klein war. Manchmal ließ sie sich seine Muskeln zeigen. Dann beugte er seine mageren kleinen Arme und strengte sich an, damit der Bizeps nicht ganz so flach wirkte. Damit er stark aussah wie sein Dad auf dem Weihnachtsfoto. Das einzige Bild, das er von ihm hatte.

»Hast du Hunger, Schatz?«

Der Junge nickte.

»Gleich nach der Staatsgrenze kommt eine Raststätte am Highway. Da können wir was essen.«

»Gibt's dort Pfannkuchen mit Schokosplittern?«

Der Junge erinnerte sich noch gut an Portland. Das war vor zwei Jahren gewesen. Direkt unter ihrem Apartment in der Stadt war ein Lokal. Und der Koch brachte ihnen immer diese Pfannkuchen mit Schokosplittern. Danach kamen Denver und Michigan. Doch diese Pfannkuchen und den netten Mann, der sie machte, hatte er nie vergessen. Davor hatte er nicht gewusst, dass außer seinem Dad auch andere Männer nett sein konnten.

»Wenn nicht, besorgen wir uns M & M's und schmeißen sie einfach mitten in den Stapel. Einverstanden?«

Jetzt wurde dem Jungen ein wenig mulmig. So etwas hatte er noch nie von ihr gehört. Auch nicht, wenn sie umzogen. Bei jedem Umzug hatte sie ein schlechtes Gewissen. Aber das Gewissen konnte ihr noch so zusetzen, Schokolade zum Frühstück kam nicht infrage. Das erklärte sie ihm sogar, wenn sie selbst ihre Chocolate-Slims zum Frühstück trank. Diese Shakes zählten nämlich nicht als Schokolade.

»Einverstanden.« Er lächelte und hoffte, dass sie sich nicht wieder anders besinnen würde.

Er blickte auf den Highway, als der Verkehr langsamer wurde. Schließlich erkannten sie einen Rettungswagen. Die Sanitäter verbanden den blutenden Kopf eines Mannes mit Gaze. Anscheinend hatte er eine Platzwunde an der Stirn und vielleicht auch ein paar Zähne verloren. Kurz darauf bemerkten sie den Hirsch auf der Motorhaube eines Kombis. Das Geweih hatte die Windschutzscheibe durchbohrt. Die Augen des Tiers waren offen. Es zappelte und zuckte, als wüsste es nichts von seinem nahenden Tod.

»Schau nicht hin«, mahnte seine Mom.

»Entschuldigung.« Er wandte sich ab.

Sie mochte es nicht, wenn er schlimme Sachen sah. Das war schon zu oft vorgekommen in seinem Leben. Vor allem

seit dem Tod seines Dads. Also vertiefte er sich in den Anblick ihres Haars unter dem Kopftuch. Sie nannte es Bandana, doch der kleine Junge stellte es sich lieber als Kopftuch vor, wie er es aus den alten Filmen kannte, die sie freitags immer anguckten. Er betrachtete sie und dachte an sein eigenes braunes Haar, das dem seines Dads auf dem einzigen Bild von Weihnachten ähnelte. Er konnte sich nicht mehr an viel von seinem Vater erinnern. Nicht einmal an seine Stimme. Nur an den Tabakrauch an seinem Hemd und an den Geruch nach Noxzema-Rasiercreme. Das war alles. Im Grunde wusste er über seinen Vater nur, dass er bestimmt ein toller Mensch gewesen war, so wie alle Dads.

»Mom«, fragte der kleine Junge, »geht's dir gut?«

Sie setzte ihr bestes Lächeln auf. Trotzdem verriet ihr Gesicht Angst. Wie schon vor acht Stunden, als sie ihn mitten in der Nacht geweckt und ihn aufgefordert hatte, seine Sachen zu packen.

»Mach schnell«, flüsterte sie.

Der kleine Junge folgte ihrer Anweisung und warf all seine Habseligkeiten in einen Schlafsack. Als er auf Zehenspitzen ins Wohnzimmer schlich, kam er an Jerry vorbei, der auf dem Sofa schnarchte. Jerry rieb sich mit den tätowierten Fingern über die Augen. Kurz war es, als würde er gleich aufwachen. Doch dann schlief er weiter. Und während er so bewusstlos dalag, stiegen sie ins Auto. Im Handschuhfach das Geld, von dem Jerry nichts wusste. Alles andere hatte er sich unter den Nagel gerissen. In der nächtlichen Stille fuhren sie davon. Während der ersten Stunde schaute seine Mom öfter in den Rückspiegel als auf die Straße.

»Mom, meinst du, er findet uns?«, fragte der kleine Junge.

»Nein.« Sie zündete sich die nächste Zigarette an.

Der kleine Junge blickte zu seiner Mutter hinüber. Und im Licht des Morgens fiel ihm zum ersten Mal auf, dass das Rote

an ihrer Wange keine Schminke war. Da kam dieses Gefühl über ihn, und er sagte es zu sich selbst:

Du darfst sie nicht enttäuschen.

Das war sein Versprechen. Er schaute seine Mutter an und dachte: *Ich werde dich beschützen.* Nicht so wie damals, als er noch ganz klein und hilflos gewesen war. Jetzt war er größer. Und auch seine Arme würden nicht immer flach und mager bleiben. Er nahm sich vor, Liegestütze zu machen. Er wollte größer für sie werden und sie beschützen. Für seinen Dad.

Du darfst sie nicht enttäuschen.

Du musst deine Mutter beschützen.

Du bist der Mann im Haus.

Er sah aus dem Fenster, und sein Blick fiel auf ein altes Plakat. Auf dem verwitterten Bild, das eine Art Tasse zeigte, stand: »Du hast einen Freund in Pennsylvania.«

Vielleicht hatte seine Mutter ja recht. Vielleicht war diesmal wirklich alles anders. Es war der dritte Bundesstaat in zwei Jahren. Vielleicht würde es diesmal klappen. So oder so, er durfte sie nie im Stich lassen.

Christopher war siebeneinhalb Jahre alt.

2

Nach einer Woche in Pennsylvania passierte es.

Christophers Mutter entschied sich für Mill Grove und begründete ihre Wahl damit, dass der Ort klein und heimelig war und eine gute Grundschule hatte. Doch tief in seinem Innersten führte Christopher es eher darauf zurück, dass er abgelegen vom Rest der Welt war. Nur ein Highway hinein, ein Highway hinaus. Umgeben von Bäumen. Sie kannten keinen Menschen dort. Und wenn sie niemanden kannten, konnte Jerry sie auch nicht aufspüren.

Mill Grove war ein hervorragendes Versteck.

Jetzt brauchte sie nur noch eine Arbeit. Jeden Morgen beobachtete Christopher, wie seine Mom Lippenstift auftrug und sich das Haar schön frisierte. Sie setzte ihre schicke Sonnenbrille auf und fummelte an dem Loch unter der rechten Achsel ihres einzigen Blazers für Vorstellungsgespräche herum. Der Riss war im Stoff, nicht an der Naht. Daher konnte sie ihn nur mit einer Sicherheitsnadel feststecken und beten.

Nachdem er seine Froot Loops gegessen hatte, fuhr sie mit ihm zur Leihbibliothek. Dort suchte sie ihm sein Buch für den Tag aus und machte sich selbst über die Stellenangebote in der Zeitung her. Das Buch des Tages war seine Gegenleistung für die Froot Loops. Wenn er damit fleißig Lesen übte, bekam er sie. Wenn nicht, gab es Müsli (oder, fast genauso schlimm, Haferschleim). Also las er mit Feuereifer in dem Buch.

Wenn sich seine Mutter mehrere vielversprechende Anzeigen aufgeschrieben hatte, stiegen sie wieder ins Auto und

klapperten die Adressen für die einzelnen Vorstellungsgespräche ab. Sie erklärte Christopher, dass sie ihn dabei haben wollte, damit sie gemeinsam ein Abenteuer erleben konnten. Nur sie beide. Sie nannte den alten Ford einen Landhai, in dem sie nach Beute suchten. In Wahrheit war bloß kein Geld mehr für einen Babysitter da. Ihm war das ganz recht, weil er dann bei seiner Mom sein konnte.

Also brachen sie auf zum »Landhaien«, und beim Fahren fragte sie ihn die Hauptstädte der Bundesstaaten ab. Und Matheaufgaben. Und Wortschatz.

»Die Grundschule von Mill Grove ist wirklich schön. Sie haben einen Computerraum und alles. Es wird dir gefallen in der zweiten Klasse.«

Egal wo sie wohnten, Christophers Mutter war immer auf der Jagd nach ausgezeichneten staatlichen Schulen, so wie andere Mütter nach Sonderangeboten für Limonade (die hier in Mill Grove aus irgendwelchen Gründen »Pop« hieß). Und diesmal hatten sie es besonders gut getroffen. Das Motel lag ganz in der Nähe eines Bezirks mit einer hervorragenden Schule. Sie versprach ihm, ihn jeden Tag hinzufahren, damit er nicht als »Motel-Kid« gehänselt wurde, bis sie genug Geld für ein Apartment zusammenhatte. Sie wollte die Ausbildung für ihn, die sie nie bekommen hatte. Und es machte nichts, dass er sich schwertat. In dieser Klasse würde er sich in Mathe verbessern. In diesem Jahr würde sich seine ganze harte Arbeit endlich auszahlen, und er würde beim Lesen nicht mehr die Buchstaben vertauschen. Und er glaubte ihr, weil sie an ihn glaubte.

Vor jedem Vorstellungsgespräch nahm sie sich einen Moment Zeit und murmelte Sätze aus ihren Ratgebern, weil auch sie an sich zu glauben versuchte.

»Sie wollen dich lieben.«

»Du entscheidest, ob das deine Arbeit ist. Nicht sie.«

Wenn sie schließlich genug Selbstvertrauen getankt hatte, betraten sie das Haus. Christopher setzte sich ins Wartezimmer und las sein Buch, wie sie es wollte. Doch die Buchstaben purzelten durcheinander, er schweifte ab und dachte an seine alten Freunde. Er vermisste Michigan. Wäre Jerry nicht gewesen, wäre er gern für immer in Michigan geblieben. Die Kinder dort waren nett. Alle waren arm, da fiel es keinem auf. Und sein bester Freund Lenny Cordisco war unheimlich lustig und zog ständig vor den Nonnen im Katechismusunterricht die Hose herunter. Christopher fragte sich, was Lenny wohl gerade trieb. Wahrscheinlich wurde er wieder mal von Schwester Jacqueline zusammengestaucht.

Nach den Vorstellungsgesprächen kam Christophers Mutter immer mit einem niedergeschlagenen Gesichtsausdruck heraus, der verriet, dass doch *sie* entschieden, wer eingestellt wurde. Nicht *du*. Und so blieb ihr nichts anderes übrig, als ins Auto zu steigen und es wieder zu versuchen. Sie sagte dann oft, dass einem die Welt alles nehmen konnte.

Nur den Stolz durfte man sich nicht nehmen lassen.

Am sechsten Tag hielt seine Mutter mitten in der Stadt vor einer Parkuhr und zog ihre treue Papiertüte heraus. Die Tüte, auf der AUSSER BETRIEB stand. Sie stülpte sie über die Parkuhr und erklärte Christopher, dass Strafzettel noch schlimmer waren als Stehlen. Sobald sie wieder auf die Füße kam, wollte sie es wiedergutmachen.

Normalerweise musste Christopher ja ins Wartezimmer gehen und dort sein Buch lesen. Aber heute saßen gerade der Sheriff und sein Deputy beim Essen in einem Lokal auf der Straßenseite gegenüber. Sie sprach sie an und fragte, ob sie noch eine Weile bleiben würden. Sie grüßten zurück und versprachen, den Jungen im Auge zu behalten. Also ließ sie Christopher zur Belohnung fürs Lesen in den kleinen Park, während sie sich im Altenheim um eine freie Stelle

bewarb. Für Christophers Augen lautete der Name des Altenheims ...

Sahdy Pnies

»Shady Pines«, verbesserte sie. »Wenn du was brauchst, melde dich beim Sheriff.«

Christopher steuerte auf die Schaukel zu. Über den Sitz kroch eine kleine Raupe. Lenny Cordisco hätte sie bestimmt zerquetscht. Aber Christopher tat es leid, wenn Leute kleine Lebewesen töteten. Er holte ein Blatt und setzte die Raupe unter einen Baum, wo es kühl und sicher war. Dann ging er wieder zur Schaukel und fing an zu schwingen. Auch wenn er keine dicken Muskeln hatte, vom Springen verstand er etwas.

Als er zu schaukeln begann, blickte er hinauf in die Wolken. Es waren Dutzende. Alle mit verschiedenen Formen. Eine sah aus wie ein Bär. Eine andere wie ein Hund. Er bemerkte die Umrisse von Vögeln. Und eine Wolke war schöner als alle anderen.

Sie war wie ein Gesicht.

Kein Mann. Keine Frau. Bloß ein heiteres, hübsches Gesicht aus Wolken.

Und es lächelte ihm zu.

Er ließ die Schaukel los und sprang.

Christopher tat, als würde er auf dem Warnstreifen im Tigers-Stadion landen. Beginn des neunten Innings. Zwei Outs. Ein akrobatischer Catch. Die Tigers gewinnen! Aber Christopher war jetzt in der Nähe von Pittsburgh. Höchste Zeit, dass er das Team wechselte, damit ihn die Kinder hier mochten. Pirates vor!

Nach zehn Minuten Schaukeln kam seine Mutter heraus. Und diesmal war ihre Miene nicht niedergeschlagen. Stattdessen strahlte sie übers ganze Gesicht.

»Hast du die Stelle gekriegt?«, fragte Christopher.

»Heute Abend essen wir chinesisch.«

Nachdem sie sich beim Sheriff für seine Hilfe bedankt und sich eine Ermahnung wegen ihrer AUSSER-BETRIEB-Tüte abgeholt hatte, setzte sie ihren Sohn in den Landhai und führte ihn aus zum Filmabend. Am Freitag war ihr gemeinsamer Abend, das wollte sie nicht verpassen. Nicht um alles in der Welt. Und es war der beste seit Langem. Kein Jerry. Bloß der besondere Club mit seinen zwei Mitgliedern. Junkfood. Und alte Filme aus der Bibliothek.

Als Erstes fuhren sie zum Giant Eagle und spielten wie jeden Freitag die Zahlen seiner Mom. Ausgestattet mit ein paar Dosen Bier, holten sie in der Bibliothek dann Christophers zwei Übungsbücher fürs Wochenende und die beiden Videos für den Abend. Warum für etwas zahlen, das man umsonst haben konnte? Dann ging es weiter zum China Gate, das der Sheriff empfohlen hatte – Cops kannten sich beim Essen besser als alle anderen. Sie ächzte beim Anblick der Preise und bemühte sich gleichzeitig, ihre Miene vor ihm zu verbergen. Lächelnd erklärte sie, dass sie noch ein bisschen Geld auf der Visa-Karte hatte, von der Jerry nichts wusste, und in einer Woche bekam sie ja schon ihren ersten Lohn. Auf der Fahrt zurück zum Motel war das Auto erfüllt vom Geruch nach Frühlingsrollen, Oranjenhuhn und Christophers Lieblingsgericht Lo Mein (*Leckere chinesische Spaghetti* stand auf der Speisekarte), und sie planten, was sie mit dem Lotteriegewinn anfangen wollten, wie jeden Freitag, bevor sie verloren.

Christopher wollte ihr ein Haus kaufen. Sogar Pläne auf Millimeterpapier hatte er schon gemacht. Christopher selbst bekam Videospiele und ein eigenes Zimmer für Süßigkeiten. Ein Basketballfeld und einen Streichelzoo gleich neben der Küche. Alles sorgfältig geplant. Aber das beste Zimmer war für Mom. Das größte im ganzen Haus. Es hatte einen Balkon mit einem Sprungbrett zu ihrem eigenen Swimmingpool.

Und einen riesigen Schrank voll schöner Kleider, die nicht unter dem Arm aufgerissen waren.

»Was würdest du mit dem ganzen Geld machen, Mom?«, fragte er.

»Ich würde dir einen Privatlehrer besorgen. Und alle Bücher, die es gibt.«

»Mein Plan ist besser.«

Der Minikühlschrank zu Hause funktionierte nicht besonders gut, und das Bier wurde nicht rechtzeitig zu ihrem Festmahl kalt. Während sie auf dem kleinen Fernseher die Lotterie verfolgte, ging Christopher zur Eiswürfelmaschine draußen im Flur. Er machte es, wie er es aus den alten Filmen kannte. Er nahm etwas Eis und schüttete das Bier darüber, damit seine Mom es kalt trinken konnte.

»Hier, Mom. On the rocks.«

Obwohl er nicht verstand, warum sie so lachen musste, war er froh, sie glücklich zu sehen.

Christophers Mutter schlürfte ihr Bier auf Eis und machte *njam-njam*, bis ihr Sohn strahlte vor Stolz auf seine schlaue – wenn auch ein wenig abwegige – Lösung für das Problem mit dem warmen Bier. Nachdem wieder einmal die falschen Zahlen gezogen worden waren, zerriss sie ihren Lotterieschein und legte eine DVD in den alten Player, den sie bei einem privaten Flohmarkt in Michigan erstanden hatte. Der erste Film begann. Ein altes Musical, das sie als Kind geliebt hatte. Eine ihrer wenigen guten Erinnerungen. Jetzt auch eine von seinen. Als ihr Festschmaus vorbei war und die Trapps sicher in der Schweiz waren, öffneten sie ihre Glückskekse.

»Was steht bei dir drauf, Mom?«

»Du wirst Glück in allem haben, was du anfisst.« *Zum*

Beispiel in der Liebe, dachte sie, ohne es auszusprechen. »Und bei dir, Schatz?«

»Meiner ist leer.«

Sie schaute nach. Tatsächlich zeigte sein Zettel nur eine Reihe von Zahlen. Er wirkte so enttäuscht. Die Kekse waren schlecht genug, aber überhaupt kein Spruch?

»Das bedeutet großes Glück«, sagte sie.

»Wirklich?«

»Keine Vorhersage ist die beste Vorhersage. Jetzt kannst du selber bestimmen. Möchtest du tauschen?«

Er dachte lang und angestrengt nach. »Nein.«

Nach dem Ende der Verhandlungen war es Zeit für den zweiten Film. Noch bevor er aus war und die Guten den Krieg gewonnen hatten, war Christopher auf ihrem Schoß eingeschlafen. Lange saß sie da, versunken in seinen Anblick. Sie erinnerte sich an den Freitagabend mit *Dracula*, nach dem er einen Monat lang nur noch Rollkragenpullis anziehen wollte, obwohl er angeblich keine Angst hatte.

Es gab einen Zeitpunkt, an dem die Kindheit zu Ende ging. Und sie wünschte sich, dass dieser Zeitpunkt für ihn noch weit in der Zukunft lag. Ihr Sohn sollte sich *dank* seiner Intelligenz aus diesem Albtraum herausarbeiten können und doch *trotz* seiner Intelligenz den Albtraum nicht als solchen erkennen, solange er darin gefangen war.

Sie hob ihren schlafenden Jungen hoch und trug ihn zu seinem Schlafsack. Sie küsste ihn auf die Stirn und vergewisserte sich instinktiv, dass er kein Fieber hatte. Dann ging sie wieder in die Küche. Und nachdem sie ihr Bier on the rocks ausgetrunken hatte, machte sie sich noch eins. Denn sie begriff, dass ihr dieser Abend im Gedächtnis bleiben würde.

Der Abend, an dem ihre Flucht endete.

Vier Jahre war es her, dass sie ihren Mann tot in der Badewanne entdeckt hatte – viel Blut und kein Abschiedsbrief. Vier

Jahre der Trauer und Wut und Fremdheit im eigenen Körper. Doch jetzt reichte es. Keine Flucht mehr. Kein Rauchen mehr. Hör auf, dich umzubringen. Dein Kind verdient etwas Besseres. Und du auch. Keine Schulden mehr. Keine üblen Kerle. Bloß noch die Erfüllung eines gemeisterten Lebens. Eine Mutter mit einer Arbeit war eine Heldin. Auch wenn sie den Senioren im Altenheim hinterherputzen musste.

Sie nahm ihr Bier auf Eis mit hinaus zur Feuerterrasse. Sie genoss die kühle Brise. Wenn es nicht schon so spät gewesen wäre, hätte sie ihr Lieblingsstück von Springsteen gespielt und sich noch mehr als Heldin gefühlt.

Als sie ihr Glas austrank und die letzte Zigarette ausdrückte, die sie je rauchen würde, blickte sie zufrieden hinauf in die Augustnacht und zu den funkelnden Sternen hinter der großen Wolke.

Der Wolke, die aussah wie ein lächelndes Gesicht.

3

Die Woche, nachdem seine Mom die Stelle bekommen hatte, war die beste für Christopher seit langer Zeit. Jeden Morgen schaute er zum Fenster hinaus und sah den Waschsalon gegenüber. Und den Telefonmast. Und die Straßenlampe mit dem kleinen Baum.

Und die Wolken.

Sie waren immer da. Sie hatten etwas Tröstliches an sich. Wie der Geruch eines ledernen Baseballhandschuhs. Oder wie damals, als seine Mom Lipton-Suppe machte statt die von Campbell, weil Christopher die kleinen Nudeln besser schmeckten. Die Wolken gaben ihm ein Gefühl von Sicherheit. Egal was sie kauften, ob Schulsachen oder Kleider, Radiergummis oder Schreibpapier, die Wolken waren da. Und seine Mom war glücklich. Und er musste nicht zur Schule.

Bis zum Montag.

Kaum dass er am Montag aufwachte, bemerkte Christopher, dass das Wolkengesicht nicht mehr da war. Er wusste nicht, wohin es verschwunden war, und das machte ihn traurig. Denn heute war der Tag. Der Tag, an dem er den Trost der Wolken wirklich brauchte.

Der erste Schultag.

Christopher hätte es seiner Mutter nie gestehen können. Sie arbeitete so fest, damit er auf diese guten Schulen gehen konnte, dass er schon von dem Gedanken Gewissensbisse bekam. Doch die Wahrheit war, dass er die Schule hasste. Dass er dort niemanden kannte, war nicht so schlimm. Das war nicht

neu für ihn. Aber da war diese andere Sache, die ihn beim Gedanken an eine neue Schule nervös machte. Einfach ausgedrückt:

Er war doof.

Als Kind mochte er vielleicht super sein, als Schüler war er eine Niete. Ihm wäre es lieber gewesen, wenn sie ihn wegen seiner Dummheit angeschrien hätte wie Lenny Cordiscos Mom. Doch das tat sie nicht. Und wenn er seine versiebten Mathearbeiten nach Hause brachte, reagierte sie immer gleich.

»Keine Sorge. Probier's weiter. Irgendwann kapierst du's.«

Er machte sich trotzdem Sorgen. Weil er es eben *nicht* kapierte. Und er konnte sich nicht vorstellen, dass sich daran je etwas ändern würde. Vor allem in einer schweren Grundschule wie der von Mill Grove.

»Hey, beeil dich mit dem Frühstück, sonst kommen wir noch zu spät an deinem ersten Tag.«

Während Christopher die letzten Froot Loops kaute, übte er mit der Rückseite der Schachtel Lesen. Die Comic-Geschichte darauf war mit Bad Cat. Bad Cat war der Held der witzigsten Zeichentrickreihe am Samstagvormittag. Und sogar in der Papier-Version war er zum Schießen. Bad Cat ging auf einen Bauplatz und stahl einem Mann mit Schutzhelm das Sandwich. Er verschlang es bis zum letzten Bissen, und als der Arbeiter das bemerkte, sagte er seinen berühmten Spruch: »Das geht bei mir *ratzkatz*, oder wolltest du noch weiteressen?«

An diesem Morgen war Christopher allerdings so nervös, dass er nicht über die Geschichte lachen konnte. Also suchte er schnell nach anderen Sachen, um sich abzulenken. Sein Blick fiel auf den Milchkarton. Darauf war das Bild eines vermissen Mädchens. Ihr Lächeln zeigte zwei fehlende Schneidezähne. Sie hieß Emily Bertovich. Seine Mom hatte es ihm vorgelesen. Für ihn sah der Name aus wie ...

Eimyl Bretvocih.

»Wir sind spät dran. Los, Schatz«, mahnte Mom.

Christopher trank den Rest Zuckermilch in der Schüssel, um Mut zu fassen, dann zog er den Reißverschluss seines roten Hoodies hoch. Auf der Fahrt zur Schule erklärte ihm seine Mutter, dass sie »genau genommen« nicht im Schulbezirk lebten und dass sie deshalb ihre Arbeit als Adresse angegeben hatte.

»Also erzähl bitte niemand, dass wir im Motel wohnen, okay?«

»Okay.«

Als der Landhai über die Hügel rollte, zog die Kleinstadt an Christopher vorbei. Autos auf Blöcken im Vorgarten. Häuser mit abgeplatzter Farbe und fehlenden Schindeln. In einer Einfahrt ein Pick-up mit Wohnanhänger für Jagdausflüge. So ähnlich wie in Michigan. Dann kamen sie in einen vornehmeren Ortsteil. Große Steinhäuser. Gepflegte Rasen. Chromblitzende Autos in den Einfahrten. So was musste er noch in seinen Millimeterpapierplan für das Haus seiner Mom einfügen.

Während der Fahrt suchte Christopher den Himmel nach Wolken ab. Sie waren verschwunden, trotzdem bemerkte er etwas, das ihm gefiel. Egal welches Viertel, es war immer in der Nähe. Riesig und schön mit jeder Menge Bäume. Alles so grün und hübsch. Täuschte er sich, oder lief da was hinein? Schnell wie der Blitz. Er war sich nicht sicher. Vielleicht ein Hirsch.

»Mom, was ist das?«

»Der Missionswald.«

Als sie bei der Schule ankamen, wollte Christophers Mutter ihm vor den Augen aller Kinder einen dicken Kuss geben. Er wehrte sie ab, weil er seinen Stolz hatte, und so reichte sie ihm stattdessen eine braune Tasche und fünfzig Cent für seine Pausenmilch.

»Warte nach der Schule auf mich. Keine Fremden! Wenn du mich brauchst, ruf im Shady Pines an. Die Nummer ist in deinen Hoodie genäht. Ich hab dich lieb, Schatz.«

»Mom?« Er hatte Angst.

»Du schaffst das. Ist ja nicht das erste Mal, oder?«

»Mommy ...«

»Du nennst mich Mom. Du bist nicht mehr klein.«

»Aber sie sind bestimmt schlauer als ich und ...«

»Noten und Schlausein sind nicht das Gleiche. Probier's weiter. Irgendwann kapiert du's.«

Er nickte und küsste sie.

Christopher kletterte aus dem Wagen und trabte hinüber zur Schule. Schon wuselten Dutzende von Kindern herum und begrüßten sich nach den Sommerferien. Zwei Zwillingbrüder liefen schubsend und lachend durch die Reihen. Der Kleinere hatte eine Augenklappe. Zwei Mädchen zupften an ihren kratzenden Schulkleidern. Eins hatte Zöpfe. Als die Kinder ihn bemerkten, blieben sie stehen und starrten ihn an wie immer, wenn er in eine fremde Stadt kam. Er war wie ein funkelneues Angebot im Schaufenster.

»Hallo«, sagte er.

Sie nickten, wie immer. Still und misstrauisch, zumindest am Anfang. Wie eine Herde von Tieren.

Christopher ging schnell ins Klassenzimmer und suchte sich einen Platz weit hinten aus. Er wusste, dass er sich nicht vorn hinsetzen durfte, weil das ein Zeichen von Schwäche war. »Man darf nie Nettsein mit Schwachsein verwechseln«, hatte ihm seine Mutter eingeschärft.

In der Welt der Erwachsenen funktionierte das vielleicht. In der Welt der Kinder funktionierte es nicht.

»Das ist mein Platz, Dampfbrot.«

Christopher blickte auf zu einem Zweitklässler, dessen Jackett und Frisur auf reiche Eltern schließen ließen. Er hieß

Brady Collins, wie sich bald darauf zeigen sollte. Im Moment war er bloß der Junge, der sauer auf Christopher war, weil er sich nicht an die Spielregeln hielt.

»Was?«

»Du sitzt auf meinem Platz, Dumpfbacke.«

»Ach so, Entschuldigung.« Christopher wusste, was Sache war, und stand einfach auf.

»Hat sich nicht mal gewehrt«, meinte Brady Collins. »Was für eine Dumpfbacke.«

»Und schaut euch mal die Hose an. Die ist so kurz, dass man die Socken sieht«, spottete ein Mädchen.

Als die Lehrerin später alle Schüler aufrief, hörte Christopher ihren Namen: Jenny Hertzog. Im Moment war sie bloß eine magere Göre mit Überbiss und einem Pflaster am Knie, die sich über ihn lustig machte: »Hochwasser! Hochwasser!«

Christopher bekam heiße Ohren. Schnell verzog er sich auf den einzigen freien Platz. Direkt vor dem Pult der Lehrerin. Er spähte hinunter auf seine Hose und erkannte, dass er anscheinend gewachsen war, denn sie sah aus wie die von Alfalfa aus *Die kleinen Strolche*. Er versuchte, sie ein wenig nach unten zu ziehen, doch der Stoff rührte sich keinen Millimeter.

»Entschuldigt bitte die Verspätung, Kinder.« Hastig betrat die Klassenlehrerin den Raum.

Obwohl sie so alt war wie eine Mom, kleidete sie sich wie ein Teenager. Sie hatte einen kurzen Rock, blondes Haar wie in *Meine Lieder – meine Träume* und die dickste Augenschminke, die Christopher je außerhalb des Zirkus untergekommen war. Mit einem Knall stellte sie ihre Thermosflasche auf das Pult und notierte in vollkommener Handschrift ihren Namen auf die Tafel.

Ms. Lasko

»Hey«, flüsterte eine Stimme.

Christopher drehte sich um und bemerkte einen dicken Jungen, der an einem Streifen Schinkenspeck nagte.

»Ja?«, flüsterte Christopher zurück.

»Hör nicht auf Brady und Jenny. Das sind Armleuchter, okay?«

»Danke.«

»Willst du ein Stück Speck?«

»Später vielleicht.«

»Wie du meinst.« Der Junge mampfte weiter.

Und so kam es, dass Christopher anstelle von Lenny Cordisco einen neuen besten Freund fand. Edward Charles Anderson landete in der gleichen Leseförderklasse, Mittagszeit und Sportstunde wie Christopher. Letztlich stellte sich heraus, dass er im Lesen genauso schlecht war wie im Kickball. Christopher nannte ihn Eddie. Alle anderen an der Schule kannten ihn unter seinem Spitznamen.

Special Ed. Wie in Sonderunterricht.

4

In den nächsten zwei Wochen wurden Christopher und Special Ed unzertrennlich. Jeden Tag saßen sie zum Mittagessen zusammen in der Cafeteria (*Magst du Wurst tauschen?*). Den Förderunterricht im Lesen erteilte ihnen die freundliche alte Bibliothekarin Mrs. Henderson mit ihrer Handpuppe Dewey der Delfin. Gemeinsam versiebteten sie Mathearbeiten. Und zweimal die Woche besuchten sie sogar die gleiche KU-Stunde.

Special Ed meinte, dass katholische Kinder den KU nur aus einem Grund besuchen mussten: damit sie richtig auf die Hölle vorbereitet wurden. Marc Pierce war Jude und fragte ihn, was die Abkürzung KU bedeutete.

»Kannibalismus-Unterricht«, erwiderte Special Ed wie aus der Pistole geschossen.

Christopher wusste, dass die richtige Bezeichnung Katechismus-Unterricht lautete, auch wenn er keine Ahnung hatte, was Katechismus eigentlich hieß. Jedenfalls hatte er gelernt, sich nicht darüber zu beklagen. Einmal in Michigan hatte sich Christopher im Gebüsch versteckt, um nicht zu den Nonnen zu müssen. Immer wieder hatte seine Mutter nach ihm gerufen, doch er blieb stumm.

Schließlich platzte ihr der Kragen. »Christopher Michael Reese, du kommst jetzt raus ... SOFORT!«

Wenn sie alle drei Namen sagte, blieb ihm keine andere Wahl. Er musste folgen. Die Sache war gelaufen, das Spiel vorbei.

Mit einem Gesicht aus Stein erklärte sie ihm, dass sein Vater Katholik gewesen war. Und sie hatte sich geschworen, auch ihren Sohn als Katholiken großzuziehen, damit er außer dem einen Weihnachtsbild auch noch eine andere Verbindung zu ihm hatte.

Christopher wäre am liebsten im Erdboden versunken.

Bei der Heimfahrt an diesem Abend dachte Christopher daran, wie sein Vater in der Bibel gelesen hatte. Wahrscheinlich hatte sein Dad nicht wie Christopher die Buchstaben durcheinandergebracht. Bestimmt war er viel schlauer gewesen – weil Dads eben so waren. *Viel* schlauer. Also versprach Christopher, besser lesen zu lernen, bis er verstand, was die Bibelworte bedeuteten, damit er seinem Dad auf andere Weise nahe sein konnte als in der Erinnerung an den Tabakgeruch seines Hemds.

Bei der Auswahl der Kirche folgte Christophers Mutter stets einer Strategie aus dem Kalten Krieg, die Ronald Reagan, der Lieblingspräsident ihrer Großmutter, beherzigt hatte: Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser. So entdeckte sie St. Joseph's in Mill Grove. Der Pfarrer kam direkt vom Seminar. Keine Skandale. Keine früheren Gemeinden. Father Tom hielt der Überprüfung stand. Er war ein guter Mann, und genau das brauchte Christopher in seinem Leben.

Für sie selbst spielte die Person des Pfarrers keine Rolle. Oder wie schön die Messe und die Musik waren. Ihr Glaube war zusammen mit ihrem Mann in der Badewanne gestorben. Natürlich verstand sie beim Blick auf ihren Sohn, warum Menschen an Gott glaubten. Doch wenn sie in der Kirche saß, blieb Sein Wort für sie unhörbar. Sie hörte nur das Getuschel und den Klatsch von all den guten Katholikinnen, die sie als

Mutter aus dem Arbeitermilieu betrachteten, anders ausgedrückt: als Gesindel.

Dabei tat sich besonders Mrs. Collins hervor.

Alles an Kathleen Collins war vollkommen. Vom straff gespannten braunen Haar über das elegante Kostüm bis hin zu ihrer höflichen Verachtung für »diese Leute« – Leute, die Jesus geliebt hätte. Die Familie Collins saß immer in der ersten Reihe. Die Familie Collins stand immer ganz vorn zur Kommunion an. Und wenn ihrem Mann das Haar verrutschte, war sofort ihr Finger zur Stelle, um es zurechtzurücken, wie eine geschmackvoll manikürte Rabenkralle.

Was ihren Sohn Brady anging, so fiel der Apfel nicht weit vom Stamm.

Hätte Christophers Mutter nur am Sonntag mit Mrs. Collins klarkommen müssen, wäre es erträglich gewesen. Doch Mr. Collins war ein Immobilienunternehmer, dem halb Mill Grove gehörte, unter anderem auch das Altenheim Shady Pines, wo sie arbeitete. Und er hatte seiner Frau die Leitung der Einrichtung übertragen. Mrs. Collins nahm die Position an, weil sie »der Gemeinde etwas zurückgeben« wollte, wie sie behauptete. In Wirklichkeit hatte sie so die Möglichkeit, angestellte und ehrenamtliche Mitarbeiter herunterzuputzen und dafür zu sorgen, dass ihre an Alzheimer leidende Mutter in dem Heim die bestmögliche Betreuung erhielt. Das beste Zimmer. Das beste Essen. Das Beste von allem. Christophers Mutter war schon viel herumgekommen und wusste, dass Mill Grove im Grunde bloß ein kleiner Teich war. Doch für die Familie Collins war der Ort so etwas wie der Pazifik.

»Mom, woran denkst du gerade?«, flüsterte Christopher.

»An nichts, Schatz. Pass lieber auf.«

Bevor Father Tom mit einigen wohlgesetzten Worten den Wein in Blut verwandelte, erklärte er der Gemeinde, dass Jesus, beginnend bei Adam und Eva, alle Menschen liebte. Das

veranlasste Special Ed dazu, den Werbejingle für die Lendenrippchen von Chili's Restaurant anzustimmen.

»I want my baby back, baby back, baby back!

Adam's baby back ribs!«

Die Reaktion war schallendes Gelächter, vor allem von Special Eds Eltern.

»Sehr gut, Eddie. Mein Baby ist ja so schlau!« Die fleischigen Arme seiner Mutter bebten.

Father Tom und die KU-Lehrerin Mrs. Radcliffe seufzten, vielleicht weil sie begriffen hatten, dass die Erziehung von Special Ed ab jetzt allein ihre Aufgabe war.

»Die Erstkommunion wird der volle Wahnsinn«, meinte Special Ed nach der Kirche auf dem Parkplatz. »Wir kriegen Geld. Und wir dürfen sogar Wein trinken.«

»Wirklich?«, fragte Christopher. »Stimmt das, Mom?«

»Das gehört zur Kommunion. Aber für euch gibt es bloß Traubensaft.«

»Das macht nichts. Wein kriege ich auch zu Hause. Bye, Mrs. Reese.« Special Ed verabschiedete sich, weil er mit seinen Eltern noch den Kuchenstand besuchen wollte.

Auf der Heimfahrt grübelte Christopher über die Messe nach. Jesus liebte jeden. Auch gemeine Leute. So wie Brady Collins und Jenny Hertzog. Und Jerry. Das fand Christopher erstaunlich, weil er jemanden wie Jerry nie hätte lieben können. Trotzdem wollte er es versuchen, weil es sich so gehörte.

Zurück im Motel, hielt Christopher seiner Mutter die Tür auf, und sie nannte ihn lächelnd einen Gentleman. Und als er kurz vorm Eintreten noch einmal aufschaute, bemerkte er es. Über ihm dahinziehend. Im Auge eine Sternschnuppe wie ein Zwinkern.

Das Wolkengesicht.

Normalerweise hätte sich Christopher nicht viel dabei gedacht. Wolken waren schließlich nichts Ungewöhnliches. Aber jeden Tag, wenn ihn seine Mutter zur Schule fuhr, immer wenn sie am Missionswald vorbeikamen, bei jedem Sonnenuntergang, wenn sie zum KU unterwegs waren, erschien das Wolkengesicht.

Und es war immer dasselbe Gesicht.

Manchmal groß. Manchmal klein. Einmal war es sogar verborgen hinter den anderen Wolkenformen. Hinter einem Hammer, einem Hund oder einem Tintenkleck wie denen, die ihm der Mann gezeigt hatte, nachdem sein Vater durch einen Unfall in der Badewanne ertrunken war. Es war immer da. Kein Mann. Keine Frau. Bloß ein heiteres, hübsches Gesicht aus Wolken.

Und Christopher hätte schwören können, dass es ihn beobachtete.

Das hätte er auch seiner Mutter erzählt, wenn sie sich nicht sowieso schon so viele Sorgen um ihn gemacht hätte. Er konnte es ertragen, dass sie ihn für doof hielt. Aber dass sie ihn für verrückt hielt, wollte er nicht riskieren.

Er durfte nicht so sein wie sein Dad.

5

Am Freitag setzte Regen ein.

Ein Donnerschlag riss Christopher aus einem Albtraum. Der Traum war so unheimlich gewesen, dass er ihn sofort wieder vergaß. Nur das Gefühl vergaß er nicht. Als säße jemand direkt hinter ihm und würde ihn am Ohr kitzeln. Er ließ den Blick durchs Motelzimmer wandern. Die Vorhänge am Straßenfenster blinkten von der Neonbeleuchtung des Waschsalons.

Da war niemand.

Er sah auf die Uhr neben seiner Mutter, die im anderen Bett schlief. 2:17 stand auf der Leuchtanzeige. Er versuchte, wieder einzuschlafen. Doch aus irgendeinem Grund schaffte er es nicht. Also lag er einfach mit geschlossenen Augen da und ließ seinen Gedanken freien Lauf.

Und lauschte auf den niederprasselnden Regen.

So viel Regen! Er konnte sich gar nicht vorstellen, wo das alles hinströmte. Mussten da nicht alle Meere überlaufen?

»Hochwasser! Schaut euch seine Hose an! Hochwasser! Hochwasser!«

Bei der Erinnerung an diese Worte verkrampfte sich sein Magen zu einem Knoten. In ein paar Stunden musste er in die Schule. Schule hieß Klassenzimmer. Und Klassenzimmer hieß ...

Jenny Hertzog und Brady Collins.

Jeden Morgen warteten sie auf ihn. Jenny, um ihn zu hänseln. Brady, um ihn zu verprügeln. Christophers Mutter wollte nicht, dass er sich mit anderen schlug. Er sollte nicht zu einem

gewalttätigen Raufbold werden wie die Männer in ihrer Familie. Nicht einmal Spielzeugpistolen erlaubte sie ihm.

»Warum denn nicht?«, fragte Special Ed beim Mittagessen.

»Weil meine Mutter eine Packistin ist«, antwortete Christopher.

»Meinst du Pazifistin?«

»Ja, genau. Pazifistin. Woher kennst du das Wort?«

»Mein Vater schimpft immer auf die.«

Also hielt Christopher die andere Wange hin, und Jenny Hertzog konnte sich ungehindert über ihn und die anderen in der Doofenklasse lustig machen. Du darfst nicht *doof* sagen, mahnte seine Mutter. Sag nie *doof*. Aber es war sowieso egal. Er war eben in der Doofenklasse, und zu den doofen Schülern war Jenny Hertzog besonders gemein. Eddie hatte sie den Spitznamen »Special Ed« verpasst. Matt, der Zwillingbruder mit der Augenklappe, wurde zum »Piratenkopf«. Sein älterer Bruder Mike war der beste Sportler an der Schule. Trotzdem nannte ihn Jenny je nach Laune »Zwei-Mom-Mike« oder »Leben-Mike«, weil er und sein Bruder zwei Mütter und keinen Dad hatten. Doch Christopher war der Neue, und er bekam das meiste ab. Jeder Schultag begann damit, dass Jenny Hertzog auf seine zu kurze Hose deutete und sang:

»Hochwasser! Hochwasser!«

Es wurde so schlimm, dass Christopher seine Mom um eine neue Hose bat. Dann las er in ihrem Gesicht, dass sie es sich nicht leisten konnte, und tat so, als wäre es ein Witz gewesen. Später beim Mittagessen ließ er sich von der Dame in der Cafeteria keine Milch geben, damit er jeden Tag fünfzig Cent sparen und sich selber eine Hose kaufen konnte. Inzwischen hatte er schon drei Dollar und fünfzig Cent zusammen.

Dummerweise wusste er nicht, wie viel eine Hose kostete.

Als er Ms. Lasko fragen wollte, bemerkte er, dass ihre Augen ein wenig blutunterlaufen waren und dass ihr Atem

roch wie der von Jerry nach einem Abend in der Bar. Also wartete er bis zum Ende des Tages und ging zur freundlichen alten Mrs. Henderson.

Mrs. Henderson war selbst für eine Bibliothekarin ungewöhnlich still. Wie ein Mäuschen. Sie war mit dem pensionierten Rektor Mr. Henderson verheiratet. Er hieß Henry mit Vornamen. Christopher nahm es hin, obwohl er es seltsam fand, dass auch Lehrer Vornamen hatten. Henry Henderson.

So viele E.

Als Christopher Mrs. Henderson nach dem Preis einer Hose fragte, schlug sie vor, im Computer nachzuschauen. Christophers Mom hatte keinen eigenen Computer, deswegen war das was ganz Besonderes. Sie schalteten ein und gaben das Wort *Hose* ein. Sie suchten in vielen Läden. Und er stellte fest, dass die Sachen ziemlich viel kosteten. 18,15 Dollar für eine Hose bei JCPenney.

»Wie viel mal fünfzig Cent ist das?«, fragte er Mrs. Henderson.

»Weiß ich nicht. Weißt du es?«

In Mathe war Christopher fast genauso schlecht wie im Lesen. Und als gute Lehrerin nannte ihm Mrs. Henderson nicht einfach die Antwort, sondern gab ihm einen Bleistift und ein Blatt Papier, damit er es selbst ausrechnen konnte. Bevor sie verschwand, versprach sie, gleich wiederzukommen. Also zählte er zusammen, fünfzig und fünfzig. Zwei Tage sind hundert Cent, das heißt ein Dollar. Drei Tage sind hundertfünfzig Cent. Ein Dollar und fünfzig Cent. Mit den sieben Dollar in seinem Sparschwein konnte er ...

hi

Christopher schielte zum Computer. Es machte leise ping, und in der linken Ecke erschien ein Kästchen. Darin stand SORFOTNCAHRCIHT. Christopher wusste, dass das Sofortnachricht bedeutete. Jemand hatte ihm geschrieben.

hi

Christopher drehte sich nach Mrs. Henderson um. Sie war nicht da. Er war ganz allein. Er wandte sich wieder dem Bildschirm zu. Der Cursor blinkte und blinkte. Er wusste, dass er mit Fremden nicht reden durfte. Aber das war ja eigentlich kein Reden. Also klickte er mit dem rechten Zeigefinger. Klick klick.

»Hi«, tippte Christopher ein.

wer ist da?

»Christopher.«

hi, christopher. freut mich, dich kennenzulernen. wo bist du gerade?

»Ihc bni in dre Bilbiotehk.«

du hast probleme mit den buchstaben, hm? welche bibliothek?

»In dre Scuhle.«

auf welche schule gehst du denn? nein, sag's nicht. die grundschule mill grove, nicht wahr?

»Woher weißt du das?«

bloß gut geraten. gefällt's dir in der schule?

»Geht so.«

wann hast du aus?

Christopher zögerte. Irgendwas kam ihm komisch vor. Er tippte: »Wer ist da?«

Keine Antwort. Nur der Cursor flimmerte.

»Wer bist du?«

Wieder keine Antwort. Christopher beobachtete das Blinken. Um ihn herum war alles ruhig und still. Doch er spürte etwas. Eine Anspannung in der Luft. Als hätte er zu lange unter der Bettdecke gelegen.

»Hallo?«, fragte Christopher in die leere Bibliothek.

Er spähte durch die Regale. Vielleicht hatte sich dort jemand versteckt. Allmählich beschlich ihn Angst. So wie damals

in Michigan, wenn Jerry von der Bar nach Hause kam und schlechte Laune hatte.

»Hallo?«, rief er erneut. »Wer ist da?«

Auf einmal spürte er ein Kribbeln im Nacken. Wie beim Gutenachtkuss seiner Mom. Ein Wispern ohne Worte. Er hörte den Computer pingen und bemerkte die Antwort.

ein freund

Als Mrs. Henderson zurückkam, war der Bildschirm leer. Sie warf einen Blick auf seine Zahlen und schlug ihm vor, Ms. Lasko um Hilfe zu bitten. Fürs Erste gab sie ihm drei Bücher mit, damit er am Wochenende lesen üben konnte. Eins war alt mit einem Haufen Wörtern. Auf die anderen zwei freute er sich. *Bad Cat frisst den Buchstaben Z* und ein Snoopy-Band. Snoopy war nicht ganz so gut wie Bad Cat. Trotzdem war Snoopy toll. Vor allem mit seinem Cousin Spike aus Needles. Dieses Wort. Needles.

So viele E.

Nach dem Läuten der Glocke führte Mrs. Henderson Christopher hinaus auf den Parkplatz. Christopher winkte zum Abschied, als sie und ihr Mann in ihren Van stiegen. Ms. Lasko setzte sich in ihren kirschroten Sportwagen, der bestimmt eine Million Milch für fünfzig Cent gekostet hatte. Einer nach dem anderen fuhren die Lehrer weg. Und die Schüler. Die Zwillingbrüder – Piratenkopf und Zwei-Mom-Mike – warfen sich ihren kleinen Plastikfootball zu, bevor sie in den Schulbus kletterten. Special Ed schnaubte durchs Fenster, und Christopher musste lächeln. Dann rollte der letzte Bus vom Parkplatz. Als alle weg waren, schaute sich Christopher nach dem Wachmann um.

Er war nicht da.

Christopher war ganz allein.

Er setzte sich auf eine kleine Bank und wartete darauf, dass ihn seine Mutter zum Filmfreitag abholte. Lieber dachte er

daran statt an das mulmige Gefühl, das ihn beschlich. Das Gefühl, dass ihn irgendjemand belauerte. Das Warten hier draußen machte ihn nervös. Warum kam seine Mutter denn nicht endlich?

Wo blieb sie bloß so lange?

Lauter Donner krachte. Christopher nahm seine Mathearbeit heraus. Vier von zehn Punkten. Er musste sich mehr anstrengen. Dann griff er nach dem ersten Buch. *Der Vergarten eines Kindes*. Es war alt. Leicht verstaubt. Christopher konnte das leise Knarren des Rückens hören. Der Ledereinband roch ein wenig wie ein Baseballhandschuh. Vorne auf dem Titelblatt stand ein Name. Mit Bleistift geschrieben.

D. Olson.

Christopher blätterte, bis er ein Bild fand, das ihm gefiel. Dann konzentrierte er sich und fing an zu lesen. Die Buchstaben purzelten durcheinander.

Wer kelttert da im Krischenbamu?

Ihc bin es, du sihest mich kaum

Plötzlich schob sich ein Schatten über die Seite. Christopher blickte auf. Und sah, wie es dahinzog und das Licht verdeckte.

Das Wolkengesicht.

So groß wie der Himmel.

Christopher klappte das Buch zu. Die Vögel schwiegen. Und die Luft wurde kalt. Zu kalt für September. Er schaute sich um, ob ihn jemand beobachtete. Doch der Wachmann war noch immer verschwunden. Also wandte sich Christopher wieder dem Wolkengesicht zu.

»Hallo? Kannst du mich hören?«, fragte er.

In der Ferne grollte es leise. Ein Donnerschlag.

Christopher wusste, dass das Zufall sein konnte. Auch wenn er ein schlechter Schüler war, ein kompletter Idiot war er nicht.

»Wenn du mich hören kannst, blinzele mit dem linken Auge.«

Langsam blinzelte die Wolke mit dem linken Auge.

Christopher wurde ganz still. Angst stieg in ihm auf. Das ging nicht mit rechten Dingen zu. Das war nicht normal. Dafür umso erstaunlicher. Oben schwebte ein Flugzeug dahin und verschob das Wolkengesicht, bis es lächelte wie die Grinsekatz.

»Kannst du es regnen lassen, wenn ich dich darum bitte?«

Bevor er das letzte Wort ausgesprochen hatte, fing es an, wie aus Kübeln auf den Parkplatz zu schütten.

»Und es auch wieder aufhören lassen?«

Der Regen endete so plötzlich, wie er eingesetzt hatte. Christopher lächelte. Das machte Spaß! Anscheinend verstand das Wolkengesicht, dass er es lustig fand, denn es fing wieder an zu regnen. Und stopp. Und Regen. Und wieder stopp. Christopher lachte wie Bad Cat.

»Aufhören. Du machst mir die Schulkleider ganz nass!«

Kein Regen mehr. Auf einmal bemerkte Christopher, dass die Wolke von ihm wegtrieb. Und ihn wieder allein ließ.

»Warte!«, rief Christopher. »Komm zurück!«

Die Wolke driftete den Hang hinauf. Christopher wusste, dass es verboten war, doch er konnte nicht anders. Er lief der Wolke nach.

»Warte! Wohin ziehst du denn?«

Kein Laut, nur Regen wie aus Kübeln. Allerdings berührte er Christopher irgendwie gar nicht. Er war geschützt im Auge des Sturms. Auch wenn seine Turnschuhe auf der nassen Straße durchweicht wurden, sein roter Hoodie blieb trocken.

»Bitte geh nicht weg!«, schrie er aus vollem Hals.

Das Wolkengesicht trieb immer weiter. Die Straße entlang, zum Baseballplatz. Der Regen prasselte auf die lehmig zerklumpte Erde. Staub formte sich zu Tränen. Jetzt zum Highway,

auf dem Autos hupten und über die nasse Fahrbahn schlitterten. In ein anderes Viertel mit Straßen und Häusern, die er nicht kannte. Hays Road. Casa. Monterey Drive.

Das Wolkengesicht zog über einen Zaun und ein Feld mit Gras. Schließlich hielt Christopher vor einem großen Metallschild am Zaun, auf das eine Straßenlampe schien. Mühsam versuchte er, die Worte zu buchstabieren. Endlich konnte er entziffern, was da stand ...

BAUUNTERNEHMEN COLLINS
PROJEKT MISSIONSWALD
BETRETEN VERBOTEN

»Ich kann dir nicht weiter nach, sonst krieg ich Ärger!«, rief Christopher.

Nach kurzem Zögern driftete das Wolkengesicht weiter. Weg von der Straße. Hinter den Zaun.

Christopher war ratlos. Vorsichtig spähte er nach allen Richtungen. Keine Menschenseele. Er wusste, dass es falsch war. Verboten. Trotzdem kletterte Christopher unter dem Bauzaun durch. Blieb mit seinem roten Hoodie hängen. Nachdem er sich befreit hatte, stand er auf dem Feld. Überall nasses Gras, Schlamm und Pfützen. Ehrfürchtig schaute er hinauf zum Himmel.

Die Wolke war RIESIG.

Das Lächeln hatte ZÄHNE.

Ein glückliches LÄCHELN.

Christopher strahlte, als der Donner krachte.

Und er folgte dem Wolkengesicht.

Von der Sackgasse.

Auf den Weg.

Hinein in den Missionswald.

6

Christopher blickte auf. Er konnte das Wolkengesicht nirgends mehr entdecken. So dicht standen die Bäume. Der Regen war noch immer zu hören, doch kein Tropfen fiel auf die Erde. Der Boden war völlig trocken. Rissig wie alte Haut. Es fühlte sich an, als wären die Bäume ein großer Regenschirm. Ein Regenschirm, der etwas behütete.

Christopher

Christopher erstarrte. Die Nackenhaare standen ihm ab.

»Wer ist da?«

Schweigen. Leises, flaches Atmen. Vielleicht nur der Wind. Nein, irgendetwas war da. Christopher spürte es. So wie man es merkte, wenn man angestarrt wurde. So wie er lange vor seiner Mutter erkannt hatte, dass Jerry ein schlechter Mensch war.

Er hörte einen Schritt.

Christopher fuhr herum und sah, dass bloß ein Kiefernzapfen herabgefallen war. Ponk ponk ponk, rollte er über den Boden und landete auf dem ...

Pfad.

Der Pfad war bedeckt mit Baumnadeln. Und einigen verbogenen Ästen. Trotzdem konnte man ihn deutlich ausmachen. Ein über viele Jahre von Rädern und Stiefeln in die Erde gegrabener Pfad. Von Kindern, die eine Abkürzung zur anderen Seite des Orts nahmen. Jetzt wirkte er verlassen. Als hätte der Bauzaun die Kinder seit Monaten ferngehalten. Vielleicht sogar seit Jahren. Keine frischen Fußspuren weit und breit.

Außer ...

Er bemerkte den Abdruck von Schuhen in der Erde. Christopher ging hinüber und setzte seine Turnschuhe daneben. Ungefähr die gleiche Größe.

Die Spuren eines kleinen Kindes.

Auf einmal hörte er ein Weinen.

Christopher spähte den Pfad entlang. Die Fußabdrücke des Kindes folgten ihm weiter und immer weiter. Das Geräusch kam aus dieser Richtung. Aus großer Ferne.

»Hallo, alles in Ordnung?«, rief Christopher.

Das Weinen wurde lauter.

Christopher schnürte es die Brust zusammen, und eine innere Stimme forderte ihn auf, umzukehren, zurück zur Schule zu laufen und dort auf seine Mutter zu warten. Aber das Kind steckte in Schwierigkeiten. Also hörte er nicht auf seine Furcht und folgte den Fußspuren. Langsam zunächst. Vorsichtig. Er kam zu einem alten Bach mit einer kleinen Brücke, so ähnlich wie der Ziegensteig in dem Märchen. Die Spuren liefen durchs Wasser und kamen auf der anderen Seite wieder heraus. Sie waren jetzt schlammig. Das kleine Kind musste ganz in der Nähe sein.

Hilf mir.

War das eine Stimme? Oder war es der Wind? Christopher beschleunigte seinen Schritt. Die Spuren des Kindes führten ihn an einem alten Baumstamm vorbei, der ausgehöhlt war wie ein großes Kanu. Christopher starrte nach vorn. Da war niemand. Also doch der Wind. Es wollte ihm nicht in den Kopf. Doch es gab keine andere Erklärung, weil er nichts sah.

Bis auf das Licht.

Ein Licht weit vorn auf dem Pfad. Hell und blau. Die Stelle, wo das Weinen herkam. Christopher steuerte darauf zu. Um dem kleinen Kind zu helfen. Mit jedem Schritt wurde das Licht heller. Und der Raum unter den Bäumen weiter. Bald darauf hatte er gar keine Bäume mehr über sich.

Vor Christopher breitete sich eine Lichtung aus.

Sie lag mitten im Wald. Ein vollkommener, mit Gras bewachsener Kreis. Keine Bäume mehr. Sogar den Himmel konnte er sehen. Doch irgendetwas war verkehrt. Er hatte den Wald doch erst vor wenigen Minuten betreten, und da war es noch Tag gewesen. Jetzt dagegen war es Nacht. Der Himmel war schwarz. Und es gab viel mehr Sternschnuppen als sonst. Fast wie bei einem Feuerwerk. Der Mond war so groß, dass er die ganze Lichtung erleuchtete. Ein blauer Mond.

»Hallo?«, rief Christopher mit lauter Stimme.

Es blieb still. Kein Weinen. Kein Wind. Keine Stimme. Christopher ließ den Blick über die Lichtung wandern. Nirgends etwas Auffälliges außer die Spuren zum ...

Baum.

Er stand mitten in der Lichtung. Krumm wie die Hand eines alten Mannes. Eine Hand, die sich aus der Erde in die Höhe reckte, als wollte sie einen Vogel vom Himmel pflücken. Christopher konnte nicht anders, er folgte den Spuren. Er steuerte auf den Baum zu und berührte ihn. Es fühlte sich nicht an wie Rinde. Oder Holz.

Es fühlte sich an wie Haut.

Christopher machte einen Satz nach hinten. Plötzlich traf es ihn wie ein Schlag. Die unheimliche Ahnung, dass hier etwas nicht stimmte. *Nichts* stimmte hier. Er hätte nicht hierherkommen dürfen! Schnell wandte er sich nach dem Pfad um. Er musste fort von hier. Bestimmt machte sich seine Mom schon Sorgen. Da war der Pfad. Mit den Spuren des kleinen Kindes. Bloß dass sie sich auf einmal verändert hatten.

Neben ihnen waren jetzt die Abdrücke von Händen.

Als wäre das kleine Kind auf allen vieren gekrabbelt.

Knack!

Christopher fuhr herum. Da war jemand auf einen Zweig getreten. Er konnte hören, wie überall Geschöpfe erwachten.

Um die ganze Lichtung herum. Christopher zögerte keine Sekunde länger, er rannte los. Auf dem Pfad, der hinausführte. Er erreichte den Rand der Lichtung und die ersten Bäume. Doch kaum hatte er wieder Wald um sich, blieb er wie angewurzelt stehen.

Der Pfad war verschwunden.

Suchend schaute er sich um. Der Himmel wurde jetzt dunkler, weil sich Wolken über die Sterne schoben. Und der Mond schimmerte durch das Wolkengesicht wie das gesunde Auge eines Piraten.

»Hilf mir!«, rief Christopher dem Wolkengesicht zu.

Der Wind wurde stärker, und die Wolke breitete sich über den Mond wie eine Decke. Christopher konnte nichts mehr sehen. *O Gott, bitte, lieber Gott.* Christopher sank auf die Knie und fing an, sich durch die Kiefernadeln zu graben. Verzweifelt. Auf der Suche nach dem Pfad darunter. Die Nadeln klebten an seinen Händen.

Auf einmal hörte er wieder das kleine Kind.

Nur dass es nicht weinte.

Es kicherte.

Schließlich fand Christopher den Pfad mit den Händen und folgte ihm auf allen vieren. *Bloß weg hier! Schneller!* Das war sein einziger Gedanke. *Schneller!*

Das Kichern folgte ihm.

Christopher sprang wieder auf und rannte, was das Zeug hielt. So schnell, dass er vom Pfad abkam. Immer weiter lief er durch die Dunkelheit. Durch die Bäume. Seine Beine knickten ein, als er in den Bach stolperte. Vorbei am Ziegensteig. Er stürzte und schlug sich das Knie auf. Doch das war ihm egal. Er rannte weiter. In vollem Sprint. Dann sah er vorn ein Licht. Das war es. Er wusste es. Die Straßenlaterne. Irgendwie hatte er zurück zur Straße gefunden.

Das Kichern war jetzt direkt hinter ihm.

Christopher raste Richtung Straße. Auf das Licht zu. Über ihm die Äste des letzten Baums. Dann stoppte er, als er merkte, dass es gar nicht die Straße war.

Er war wieder auf der Lichtung.

Das Licht kam nicht von der Straßenlaterne.

Es kam vom Mond.

Christopher sah sich um und spürte, dass er von allen Seiten angestarrt wurde. Von Geschöpfen und Tieren. Ihre glühenden Augen umringten die Lichtung. Das Kichern kam näher und wurde immer lauter. Christopher war umstellt. Er musste hier weg. Er musste den Ausgang finden. Irgendeinen Ausgang.

Er lief zum Baum.

Und fing an zu klettern. Der Baum fühlte sich unter seinen Händen an wie Fleisch. Als würde er nicht auf Äste steigen, sondern auf Arme. Er ließ sich nicht davon beirren. Er musste höher hinauf, um einen Ausweg zu erkennen. Als er auf halber Höhe des Baums war, teilten sich die Wolken. Der Mond tauchte die Lichtung in blaue Glut.

Da bemerkte Christopher etwas Neues.

Auf der anderen Seite der Lichtung. Verborgen hinter Laub und Büschen. Es sah aus wie ein Höhleneingang. Doch es war keine Höhle. Es war ein Tunnel. Von Menschen gebaut. Aus Holz. Mit alten Gleisen auf dem Boden, die hineinliefen. Christopher begriff, was das bedeutete. Gleise führten zu Bahnhöfen und zu Orten.

Das war die Rettung!

Schnell kletterte er über die Arme des Baums wieder nach unten, bis er den Boden erreichte. Er spürte eine Gegenwart im Wald. Augen, die ihn belauerten. Und darauf warteten, dass er sich bewegte.

Christopher rannte.

Mit aller Kraft. Mit vollem Tempo. Er ahnte Geschöpfe hin-

ter sich, ohne sie sehen zu können. Schwer atmend erreichte er den Eingang und spähte in den Tunnel. Die Gleise führten durch ihn hindurch wie ein rostiges Rückgrat. Auf der anderen Seite schimmerte schwach der Mond. Ein Fluchtweg!

Christopher lief in den Tunnel. Das Holzgerüst hielt die Mauern und die Decke auseinander wie den Brustkorb eines Wals. Das Holz war alt. Modrig und morsch. Und der Tunnel war überhaupt nicht breit genug für einen Zug. Was war das bloß für ein Bau? Eine verdeckte Brücke? Ein Abwasserkanal? Oder doch eine Höhle?

Plötzlich fiel ihm das Wort ein. Ein *Stollen*. Ein Bergwerkstollen. Erst kürzlich war im Unterricht ein Film über den Kohlebergbau in Pennsylvania gezeigt worden. Bergleute, die mit Handkarren auf Gleisen Erde nach oben brachten. Er hetzte weiter. Immer auf den Mondschein am anderen Ende zu. Er konzentrierte sich auf die Gleise, damit er nicht aus dem Tritt kam. Plötzlich fiel ihm auf, dass die Fußspuren des kleinen Kindes wieder da waren. Und auch das Kichern. Direkt hinter ihm.

Vorn spielten die Wolken Verstecken, und der Mondschein verblasste. Um ihn herum wurde es schwarz. Er stolperte durch die Finsternis, langsamer jetzt. Tastete nach den Wänden. Seine Füße scharften über die Gleise, und er streckte wie ein Blinder die Arme aus. Bis er endlich auf etwas stieß. Er berührte etwas in der Dunkelheit.

Es war die Hand eines kleinen Kindes.

Sechs

Tage

lang

blieb

Christopher

verschwunden.

Teil 2

Träume werden wahr

7

Mary Katherine war schuldig. Das war nichts Neues. Ein schlechtes Gewissen schleppte sie schon seit ihrer ersten KU-Klasse bei Mrs. Radcliffe vor zehn Jahren mit sich herum. Aber diesmal war es wirklich schlimm. Nicht zu fassen, dass sie sich so hatte gehen lassen! Dabei wusste sie doch ganz genau, dass Minderjährige nach Mitternacht nicht allein Auto fahren durften. Jetzt war es 23:53 Uhr, und sie hatte noch mindestens zehn Minuten bis nach Hause. Wie hatte es dazu kommen können?

»Du hast gerade den Führerschein gemacht! Du bist so blöd!«, schimpfte sie mit sich selbst.

Wie lang hatte sie darum gekämpft? Schon vergessen? Sie musste ihre Mutter anbetteln, damit die ihren Vater darauf ansprach. Und als ihre Mutter endlich (mithilfe von zwei Gläsern Weißwein) ihren ganzen Mut zusammenkratzte und das Thema anschnitt, mussten sie beide Dad noch wochenlang bearbeiten, bevor sie auch nur einen Lernführerschein bekam. Für jede Fahrstunde, die andere Teenager nahmen, wurden Mary Katherine zwei aufgedrückt. Während die anderen Eltern ihre Kinder auf der McLaughlin Run Road, der Mall oder sogar auf der Route 19 fahren ließen, musste Mary Katherine noch auf dem Kirchenparkplatz üben. Nicht einmal zu Christi Himmelfahrt ein großer Parkplatz. Nein, sie gurkte weiter vor St. Joseph's herum! Hallo?

Als das Flittchen Debbie Dunham und die ständig beschwipste Michele Gorman schon bis in die City von Pittsburgh

tuckerten, durfte Mary Katherine gerade mal in der Einfahrt zu Hause rangieren.

»Hey, Jungfrau Mary«, stichelte Debbie in der Umkleidekabine. »kannst du mich zu meiner Einfahrt mitnehmen?«

Mary Katherine war es gewohnt, dass die anderen sie aufzogen. »Ein frommes Kind lässt sich davon nicht beeindrucken«, meinte ihre Mutter, wenn Mary Katherine ihre Tränen nicht zurückhalten konnte. Am schlimmsten war Debbie Dunham. Wenn es um Christen ging, rief sie nach den Löwen. Kein Wunder also, dass Mary Katherine der Wechsel von der katholischen Mittelschule auf die staatliche Highschool ziemlich schwergefallen war. Als wahre Gläubige hatte sie es wirklich nicht leicht in einer Welt uneingeschränkter Wahlmöglichkeiten.

Immerhin hatte das schlechte Gewissen einer Katholikin auch seine guten Seiten. Ihr perfekter Notendurchschnitt, die Bonuspunkte über die Höchstzahl hinaus und das hervorragende Ergebnis beim Studieneingangstest hatten den Widerstand ihres Vaters allmählich erlahmen lassen. Am Ende musste sogar er zugeben, dass er die verantwortungsvollste Tochter hatte, die sich ein Mann nur wünschen konnte. Er erlaubte ihr, die Fahrprüfung zu machen. Und sie bestand sie glänzend! Jesus Christus sei Dank. Als der Führerschein mit der Post kam, blieb ihr die Spucke weg, so umwerfend sah sie auf dem Bild aus. Danach meldete sich gleich ihr Gewissen, weil Eitelkeit eine Sünde war. Doch das ging schnell vorbei. Sie war siebzehn, und sie hatte ihren Führerschein. Es war ihr letztes Jahr an der Highschool, und sie wollte sich an der University of Notre Dame bewerben. Vor ihr lag das Leben mit all seiner Freiheit.

Deshalb musste sie es jetzt bis zwölf nach Hause schaffen. Sonst verbaute sie sich alles.

Die Uhr zeigte 23:54.

»Gottverdammst!«, entfuhr es ihr. Sie bekreuzigte sich und verbesserte sich sofort. »Verflixst noch eins.«

Mary Katherine überlegte, wo der Ursprung ihres Fehlers gelegen hatte. Um halb zehn hatte sie sich mit Doug im Kino getroffen. Der Betreiber erklärte, dass die Laufzeit zwei Stunden betrug. Sie konnte also um halb zwölf weg. Oder schon um 23:27, wenn sie vor dem Ende des Abspanns aufbrach. Obwohl, da hätte sie ein schlechtes Gewissen gehabt, weil all diese Filmleute so schwer arbeiteten. Sie hatte in jedem Fall haufenweise Zeit.

Allerdings lief dann ewig Werbung. Und der Trailer für den neuen *Bad Cat 3D* – als ob irgendjemand dieses Zeug brauchte! Als es endlich losging, hatte sie ganz vergessen, welchen Film sie eigentlich anschauen wollten. Eigentlich wäre sie auf die neue Liebeskomödie von Disney scharf gewesen. Aber nein. Doug wollte unbedingt seinen Katastrophenkram.

Blöder Kerl.

Warum standen die klügsten Jungs bloß auf die dümmsten Filme? Seit dem Kindergarten hatte Doug immer nur hervorragende Noten bekommen. Als Jahrgangsbester konnte er sich an jedem College bewerben und hatte sogar bei den weltlichen Hochschulen beste Chancen, genommen zu werden. Und trotzdem musste er sich unbedingt reinziehen, wie die Welt wieder mal beinah vor die Hunde ging.

»Und nein, Doug.« Sie probte laut für einen Streit, den sie nie anfangen würde. »Ich mag es nicht, wenn du die Junior Mints ins Popcorn mischst. Ich finde überhaupt nicht, dass das besser schmeckt!«

Die Uhr zeigte 23:55.

Gottverdammst!

Mary Katherine überlegte, welche Möglichkeiten ihr blieben. Sie konnte das Tempolimit überschreiten. Aber wenn sie herausgewinkt wurde, steckte sie noch länger fest. Sie konnte

auch ein paar Stoppschilder überfahren. Nein, das war noch schlimmer. Die einzige brauchbare Idee war, dass sie auf die Route 19 wechselte, auch wenn ihr Vater ihr jede Fahrt auf einem Highway verboten hatte. *Ehre deinen Vater und deine Mutter* schön und gut, aber das hier war ein Notfall! Entweder sie hüpfte für zwei Minuten auf die Route 19, oder sie kam zu spät.

Sie bog auf den Highway.

Der Verkehr war hier so schnell. Das Herz schlug ihr bis zum Hals, als all die Autos auf der linken Spur an ihr vorbeirasteten, während sie rechts die erlaubten siebzig Stundenkilometer einhielt. Einen Strafzettel konnte sie sich nicht erlauben. Auf keinen Fall. Vor allem nicht auf der Route 19. Dafür würde ihr Vater ihr den Führerschein wegnehmen. Und dann konnte sie nie mehr in dem Volvo ihrer Mutter herumgondeln.

»Lieber Gott«, betete sie. »Wenn du mich bis Mitternacht heimkommen lässt, verspreche ich, dass ich am Sonntag zusätzlich Geld in den Sammelkorb lege.«

Kaum hatte sie die Worte ausgesprochen, beschlich sie etwas. Ein altes Schuldgefühl. Eine alte Furcht. Zum ersten Mal war das passiert, nachdem Doug und sie letztes Jahr an Weihnachten in der Nähe der Grundschule von Mill Grove geparkt hatten. Sie gaben sich Zungenküsse, und wie aus dem Nichts berührte Doug sie durch den Flauschpullover, den ihr ihre Großmutter geschenkt hatte, an der linken Brust. Es dauerte nur ganz kurz, und er behauptete, dass es ein Versehen gewesen war. Doch sie wusste es besser und war richtig böse auf ihn. In Wahrheit war sie allerdings vor allem böse auf sich selbst.

Denn es hatte ihr gefallen.

Das hätte sie Doug nie gestanden. Später am Abend zu Hause spielte sie den Augenblick immer wieder durch, sie konnte

nicht anders. Sie stellte sich seine Hände unter ihrem Shirt und auf dem BH vor. Und unter dem BH. Und auf der nackten Haut. Sie hatte solche Gewissensbisse, dass sie sogar überlegte, ob sie von Dougs Hand auf ihrem Flauschpullover schwanger werden konnte. Das war natürlich Unsinn. Sie wusste, dass das nur beim Geschlechtsverkehr passieren konnte. Schließlich hatte sie Sexualkunde gehabt. So verboht katholisch waren ihre Eltern auch wieder nicht. Trotzdem ließ sich die Furcht nicht abschütteln. Also versprach sie Gott, ihre Sünden zu beichten und ihr ganzes Geld vom Babysitten in der Kirche zu spenden, wenn Er ihr eine demütigende Schwangerschaft ersparte. Am nächsten Tag bekam sie ihre Periode, und sie weinte vor Erleichterung. In dieser Woche beichtete sie Father Tom ihre Sünden und schenkte Gott ihr Erspartes.

Doch das Erlebnis hinterließ Spuren. Denn wenn man an eine Sünde nur *dachte*, dann beging man sie schon. Das hatte sie bei Mrs. Radcliffe im KU gelernt. Was wäre zum Beispiel passiert, wenn sie vor der Läuterung durch die Beichte gestorben wäre? Sie kannte die Antwort, und sie machte ihr große Angst.

Also musste sie sich ein Frühwarnsystem ausdenken. Damit sie merkte, ob ihre Handlungen so sündhaft waren, dass Gott sie in die Hölle verbannen würde. Wochenlang konnte sie nicht darüber nachdenken. Dann, als sie bei einer ihrer ersten Autofahrten an einem Hirsch neben der Straße vorbeikam, fiel es ihr ein.

Einen Hirsch überfahren.

»Lieber Gott«, bat sie, »lass mich einen Hirsch überfahren, wenn ich in die Hölle muss.«

So verrückt dieses Abkommen klang, es nahm ihr sofort die Angst. Sie schwor, nie jemandem davon zu erzählen. Ihrer Mutter nicht. Mrs. Radcliffe nicht. Father Tom nicht. Nicht einmal Doug. Diese Abmachung ging nur sie und ihren Schöpfer etwas an.

»Lieber Gott, wenn ich einen Hirsch überfahre, zeigt mir das, dass Du mich aufgegeben hast, weil ich so furchtbar gegen Dich gesündigt habe. Dann habe ich Zeit, es wiedergutmachen. Ich bereue, dass mir seine Berührung auf dem Pullover Spaß gemacht hat (die Brust hat er nicht berührt!). Es tut mir wahnsinnig leid.«

23:57

Immer wieder sprach sie diese Worte. So oft, dass sie zum Hintergrundrauschen wurden. Wie die Baseballspiele, die ihr Dad beim Bauen seiner Modellschiffe im Radio laufen ließ, oder der Staubsauger ihrer Mutter, der die Teppiche sauber hielt. Jedes Mal, wenn sie am Straßenrand einen Hirsch sah, bremste sie ab und betete, dass er sich nicht von der Stelle rührte.

23:58

Sie verließ den Highway und bog auf die McLaughlin Run Road. Der Mond war matt und dunkel. Sie hielt die Augen weit offen. Hier gab es viele Hirsche. Vor allem seit Mr. Collins angefangen hatte, für seine neue Wohnsiedlung einen Teil des Missionswaldes abzuholzen. Sie musste wirklich besonders vorsichtig sein.

23:59

Ihr Herz raste, und ihr Bauch spannte sich an. Noch zwei Minuten bis nach Hause. Wenn sie nicht schneller fuhr als erlaubt, kam sie zu spät. Doch wenn sie zu schnell fuhr, sprang ihr vielleicht ein Hirsch ins Auto. Die einzige andere Möglichkeit war, das letzte Stoppschild vorn an der Hügelkuppe zu

missachten. Wenn sich dort irgendwelche Hirsche herumtrieben, war das schon aus fünfzig Metern Entfernung zu erkennen. Und der Wald lag weit weg von der Straße. Also war es kein großes Risiko, das Stoppschild zu überfahren.

Mitternacht

Sie musste sich entscheiden. Entweder sie missachtete das Stoppschild und kam rechtzeitig heim, oder sie hielt sich an die Vorschriften und wurde für ihre Verspätung bestraft.

»Lieber Gott, sag mir, was ich tun soll«, bat sie mit demütigster Stimme.

Sofort packte sie ein Gefühl.

Sie drosselte das Tempo.

Und legte im nächsten Moment eine Vollbremsung hin.

Hätte sie das nicht getan, hätte sie den kleinen Jungen gleich hinter der Kuppe übersehen, der gerade aus dem Wald stolperte. Schlammverschmiert und unterernährt. Das Gesicht des Kleinen, nach dem überall im Ort mit Vermisstenplakaten gesucht wurde. Wenn sie das Stoppschild missachtet hätte, hätte sie ihn viel zu spät bemerkt.

Und ihn garantiert mit ihrem Auto überrollt.

8

»Christopher? Christopher?«

Der Junge fror, obwohl eine Decke auf ihm lag. Krankenhausdünn und kratzig.

»Christopher? Kannst du uns hören?«

Der kleine Junge schlug die Augen auf. Sie schmerzten, als wäre er am Nachmittag frisch aus dem Kino gekommen. Mit zusammengekniffenen Lidern spähte er umher und erkannte erwachsene Gestalten. Da war ein Arzt. Das Gesicht konnte er nicht sehen, nur das Stethoskop, das wie ein Eisklumpen auf seiner Brust lag.

»Die Gesichtsfarbe kehrt zurück«, bemerkte der Doktor. »Kannst du mich hören, Christopher?«

Der kleine Junge starrte angestrengt nach oben und entdeckte seine Mutter. Ganz verschwommen im Licht. Er spürte ihre glatte, warme Hand auf seiner Stirn. Wie früher, wenn er krank war.

»Ich bin hier, Schatz.« Die Stimme seiner Mutter brach mitten im Satz.

Christopher versuchte zu sprechen, doch die Worte blieben ihm im Hals stecken. Beim Schlucken kratzte es wie Schleifpapier.

»Schatz, wenn du uns hören kannst, wackel mit dem Zeh.«

Christopher merkte nicht, ob er damit wackelte oder nicht. Er konnte seine Zehen kaum spüren. Ihm war noch immer ganz kalt. Doch anscheinend funktionierte es.

»Sehr gut«, sagte der Arzt. »Kannst du die Hände bewegen?«

Er bewegte sie. Sie fühlten sich ein bisschen taub an. Als wären sie eingeschlafen.

»Christopher?« Die Stimme eines anderen Mannes. »Kannst du sprechen?«

Noch immer blinzelnd erkannte Christopher den Sheriff. Er hatte an dem Tag, als seine Mutter die Stelle im Altenheim bekam, auf ihn aufgepasst. Der Sheriff war ein starker Mann. So groß wie der Tetherballpfosten in der Schule.

»Kannst du sprechen?«

Christophers Kehle war ganz trocken. Das erinnerte ihn an eine Halsentzündung früher und an die Medizin, die nach Kirsche schmeckte, bloß irgendwie schräg. Er schluckte und versuchte, ein Wort herauszupressen. Nein, es tat einfach zu weh. Christopher gab es auf.

»Macht nichts, Junge. Trotzdem muss ich dir ein paar Fragen stellen. Du nickst einfach oder schüttelst den Kopf, in Ordnung?«

Christopher nickte.

»Sehr gut. Du bist am Nordende des Missionswaldes gefunden worden. Hat dich dort jemand hingebbracht?«

Die Erwachsenen im Zimmer hielten die Luft an, gespannt auf seine Antwort. Christopher grub in seinem Gedächtnis, doch er stieß bloß auf Leere. Er wusste es nicht. Eigentlich konnte er sich nicht vorstellen, dass ihn jemand zum Wald gebracht hatte. An so etwas hätte er sich doch erinnert. Nach kurzem Zögern schüttelte er den Kopf. Nein. Er spürte, wie alle wieder zu atmen anfangen.

»Dann hast du dich also verlaufen?«

Christopher dachte ganz fest nach wie beim Lesenüben. Wenn ihn niemand hingebbracht hatte, musste er sich wohl verlaufen haben. Das klang einleuchtend.

Er nickte. Ja, er hatte sich verlaufen.

Der Arzt tauschte das Stethoskop gegen raue, fleischige

Finger. Er tastete Christophers Gliedmaßen und Gelenke ab und legte ihm dann ein Blutdruckband um den mageren Arm. Christopher bekam Angst, dass sie ihn später auffordern würden, in einen Becher zu pinkeln. Da schämte er sich immer so.

»Dort im Wald ... hat dir da jemand was getan?«, fuhr der Sheriff fort.

Christopher schüttelte den Kopf. Nein. Der Doktor drückte auf den Knopf, und das Blutdruckgerät quetschte ihm mit einem schnarrenden Geräusch den Arm zusammen. Als es vorbei war, nahm ihm der Arzt mit einem Rrrratsch das Band ab und machte sich Notizen. Christopher hörte den Stift.

Swisch swisch swisch.

»Hast du Autos gehört? Hast du vielleicht so aus dem Wald rausgefunden?«

Christopher fixierte das Notizblatt des Doktors. Auf einmal fühlte er sich nicht wohl. Ein Druck im Kopf. Ein leichter, dumpfer Kopfschmerz, der normalerweise gleich wegging, wenn ihm seine Mom die Aspirin-tablette gab, die schmeckte wie Orangencreide. Bloß dass es jetzt irgendwie anders war. Als würde das Kopfweh für beide reichen.

»Im Wald ... hast du da Autos gehört? Hast du so aus dem Wald rausgefunden?«

Christopher schreckte hoch. Er schüttelte den Kopf.

»Du hast also allein rausgefunden?«

Christopher schüttelte den Kopf. Nein. Im Zimmer wurde es ganz still.

»Du hast nicht selbst aus dem Wald gefunden? Hat dir jemand dabei geholfen?«

Christopher nickte. Ja.

»Und wer hat dir geholfen, Christopher?« Der Sheriff gab ihm einen Block und einen Stift zum Schreiben.

Christopher schluckte schwer. Dann flüsterte er kaum hörbar: »Der nette Mann.«

9

Dr. Karen Shelton: Wo hast du den netten Mann gesehen, Christopher?

Christopher: Auf dem Pfad zur Lichtung. Er war weit weg.

Dr. Karen Shelton: Du hast ihn also gesehen – was ist dann passiert?

Christopher: Ich hab um Hilfe geschrien.

Dr. Karen Shelton: Hat er dich gehört?

Christopher: Nein. Er ist einfach weitergegangen.

Dr. Karen Shelton: Und du bist ihm gefolgt?

Christopher: Ja.

Dr. Karen Shelton: Du hast vorhin gesagt, dass du der Meinung warst, es ist Tag?

Christopher: Ja, er kam aus dem Wald raus. Und das Licht war ganz hell. Deswegen dachte ich, es ist Tag.

Dr. Karen Shelton: Bis sich herausgestellt hat, dass es die Scheinwerfer von Mary Katherines Auto waren.

Christopher: Ja.

Dr. Karen Shelton: Und was ist mit dem netten Mann passiert, nachdem du aus dem Wald heraus warst?

Christopher: Weiß nicht. Er muss weggelaufen sein.

Der Sheriff hielt das Band an und starrte hinaus auf den Missionswald. Er parkte schon fast den ganzen Nachmittag davor. Spähte durch die Windschutzscheibe. Hörte die Aufnahme ab. Immer wieder. Eigentlich wusste er gar nicht mehr, wonach er

suchte. Nach irgendetwas. Etwas, das er nicht richtig zu fassen bekam.

Bereits jetzt hatte er eine Doppelschicht in den Knochen. Er wusste nicht, ob das Budget noch mehr Überstunden von ihm und seinen Männern (und zwei Frauen) hergab. Zumal das Geld nicht einmal für ein neues Aufnahmegerät reichte. Doch das spielte keine Rolle. Wichtig war im Moment nur, dass sie diesen »netten Mann« fanden.

Falls er überhaupt existierte.

Der Sheriff hatte da so seine Zweifel. Man musste sich bloß in die Lage dieses Siebenjährigen hineinversetzen. Dehydriert. Hungrig. Verängstigt. Wie er sich in seiner Not die Äste von Bäumen als Arme vorstellte, die ihn tröstend hielten.

Doch wenn es ihn tatsächlich gab, musste er den netten Mann ausfindig machen.

Und zwar nicht, um diesem guten Samariter zu danken. Sondern um zu klären, ob er Christopher entführt hatte.

Dr. Karen Shelton: Wie sah der nette Mann aus, Christopher?

Christopher: Weiß nicht. Sein Gesicht war immer von mir weggedreht.

Dr. Karen Shelton: Kannst du dich an irgendetwas von ihm erinnern?

Christopher: Er hatte weiße Haare. Wie eine Wolke.

Bei seiner früheren Arbeit hatte der Sheriff das oft genug erlebt. In den gemeinsten Vierteln des Hill District in Pittsburgh. Kinder, denen übel mitgespielt worden war. Sie logen aus Angst, um die Schuldigen zu schützen. Oder schlimmer noch ... aus Loyalität. Allerdings hatte der Arzt festgestellt, dass Christopher gesund war. Dem Jungen war nichts zugestoßen, das äußerliche Spuren hinterlassen hätte.

Doch der Sheriff wusste aus Erfahrung, dass nicht alle Wunden Spuren hinterließen.

Dr. Karen Shelton: Fällt dir sonst noch etwas ein?

Christopher: Er hat gehinkt. Wie wenn sein Bein kaputt wäre.

Der Sheriff stoppte das Band und betrachtete das Phantombild. Trotz aller Versuche hatte Dr. Shelton Christopher nichts über das Gesicht des netten Mannes entlocken können. Der Rest der Beschreibung war stimmig. Groß. Hinkend. Und weißes Haar.

Wie eine Wolke.

Der Sheriff nahm einen Schluck aus seinem alten Dunkin'-Donuts-Becher und ließ den kalten, bitteren Kaffee zwischen den Zähnen hin- und herschwappen. Erneut vertiefte er sich eine ganze Minute lang in die Zeichnung. Da stimmte etwas nicht. Das sagte ihm sein Bauch.

Der Sheriff öffnete die Wagentür.

Er stieg aus.

Und betrat den Missionswald.

Er kannte das Gebiet nicht besonders gut, denn er war nicht aus der Gegend. Nach seinem letzten Fall im Hill District hatte er seine Versetzung beantragt. Wegen der Ruhe fiel seine Wahl auf Mill Grove. Und abgesehen von einem kleinen Meth-Labor, das von zwei Professoren für Naturwissenschaft betrieben wurde, wurde ihm sein Wunsch nach Ruhe auch erfüllt. Die einzigen Gesetzesverstöße waren Alkoholkonsum von Minderjährigen und gelegentlich ein nackter Teenager im Fond von Daddys geleastem Sportwagen. Keine Waffen. Keine Tötungsdelikte. Keine Gangs.

Der reinste Himmel.

Ein Himmel, der kaum ein Jahr hielt. Dann kam die Meldung

rein, dass ein Junge namens Christopher Reese verschwunden war und die Mutter dringend mit ihm sprechen wollte. Also kletterte er aus dem Bett und stellte sich einen schalen Kaffee in die Mikrowelle. Er streute drei Prisen Salz gegen die Bitterkeit hinein und trank das Zeug auf dem Weg zur Station. Bei seiner Ankunft war er darauf gefasst, sein Department zu mobilisieren, die Aussage der Mutter aufzunehmen und ihr eine routinierte Schulter zum Ausweinen anzubieten.

Aber Christophers Mutter vergoss keine Tränen.

Sie war bestens vorbereitet. Mit einem aktuellen Foto. Einer Liste von Freunden und Aktivitäten. Und einem Überblick über Christophers normalen Tagesablauf. Auf die Frage, ob es jemanden gab, der der Mutter oder dem Kind Böses wollen könnte, erwähnte sie einen Namen. Jerry Davis, ein Exfreund in Michigan.

Ein einziger Mausklick bestätigte dem Sheriff, dass Jerry ein potenzieller Verdächtiger war. Eine ganze Latte von Bagatelldelikten mit einem deutlichen Hang zu Gewalttätigkeit. Kneipenschlägereien. Eine Exfrau mit Prellungen. Er hatte Christophers Mutter geschlagen und danach seinen Rausch ausgeschlafen. Sie hatte ihn noch in der gleichen Nacht verlassen. Der Sheriff hatte Respekt vor ihr, weil sie nicht darauf gewartet hatte, ob er sein Versprechen, es »nie wieder« zu tun, halten würde. Die meisten Frauen, die er kannte, wagten diesen Schritt erst, wenn es schon längst zu spät war.

»Glauben Sie, Jerry könnte Christopher entführt haben, Mrs. Reese?«

»Nein. Ich habe unsere Spuren verwischt. Er wird uns nie finden.«

Trotzdem wollte der Sheriff sichergehen. Auf dem Festnetzanschluss mit der blockierten Anruferkennung sprach er mit Jerrys Vorgesetztem, der ihm berichtete, dass Jerry die ganze Woche pünktlich zur Arbeit erschienen war. Wenn nötig, war

das auch mit Überwachungsaufnahmen zu belegen. Der Vorgesetzte fragte, worum es ging, doch der Sheriff hütete sich, Jerry auf diesem Wege irgendwelche Hinweise zu geben, die ihn zu Christopher oder seiner Mutter führen konnten. Also gab er vor, aus Kalifornien anzurufen. Dann bedankte er sich bei dem Mann und legte auf.

Nachdem der Verdacht gegen Jerry ausgeräumt war, tat der Sheriff, was seine Pflicht war. Er befragte Lehrer und Klassenkameraden, während seine Deputys alle Aufnahmen von Überwachungs- und Verkehrskameras in einem Umkreis von fünfzehn Kilometern durchkämmten. Nirgends eine Spur des Jungen. Keine Anzeichen einer Entführung. Mögliche Fußabdrücke hatte der Regen weggewaschen.

Mit Gewissheit feststellen ließ sich nur, dass Christopher nach der Schule auf dem Parkplatz gewartet hatte. Christophers Mutter erzählte von den schwierigen Straßenverhältnissen durch den heftigen Regen. Keine Sicht. Überall Auffahrunfälle. Fast als hätte das Wetter sie davon abhalten wollen, zu ihrem Sohn durchzukommen.

Dr. Karen Shelton: Warum bist du von der Schule weggegangen, Christopher?

Christopher: Weiß nicht.

Dr. Karen Shelton: Es war doch ausgemacht, dass dich deine Mutter abholt. Warum bist du dann einfach weggegangen?

Christopher: Ich kann mich nicht erinnern.

Dr. Karen Shelton: Versuch's einfach.

Christopher: Ich hab Kopfweg.

Nach dem sechsten Tag beschlich den Sheriff das dumpfe Gefühl, dass der Junge mit einem Auto gekidnappt worden war. Natürlich durfte er die Suche nicht abbrechen, doch so ganz

ohne Spuren, Hinweise und potenzielle Verdächtige drohten die Ermittlungen im Sand zu verlaufen. Und es ging ihm gegen den Strich, dieser tapferen Frau alle Hoffnung zu nehmen.

Als dann die Nachricht hereinkam, dass Mary Katherine MacNeil Christopher an der Nordseite des Missionswaldes entdeckt hatte, konnte das im Sheriff's Department zuerst niemand glauben. Wie zum Henker hatte ein Siebenjähriger die ganze Strecke von der Grundschule Mill Grove zur entgegengesetzten Seite dieses großen Waldgebiets zurücklegen können, ohne gesehen zu werden? Als Stadtmensch begriff der Sheriff gar nicht so richtig, wie groß eine Fläche von fünfhundert Hektar eigentlich war. Immerhin war ihm klar, dass sich das Einkaufszentrum South Hills Village dagegen ausnahm wie ein Hotdog-Karren. Die Einheimischen verglichen den Wald gern mit dem Central Park in New York, allerdings mit der amüsierten Einschränkung, dass der Central Park deutlich kleiner war. Es schien unmöglich. Und trotzdem war es irgendwie passiert.

Ein Wunder.

Der Sheriff war sofort zum Krankenhaus gefahren, um den Jungen zu befragen. Dort traf er im Empfangsbereich auf Mary Katherine MacNeil zusammen mit ihren Eltern.

Sie weinte. »Dad, ich schwöre bei Gott, ich wäre rechtzeitig nach Hause gekommen, wenn ich nicht auf einmal den kleinen Jungen gesehen hätte. Ich würde nie nach Mitternacht Auto fahren. Nimm mir nicht den Führerschein weg, bitte!«

Der Sheriff war nach dem Tod seiner Mutter bei seiner Tante aufgewachsen, die ebenfalls gern mit der Bibel herumfuchtelte. Deshalb tat ihm das Mädchen leid. Mit einem herzlichen Lächeln trat er auf die Familie zu und schüttelte allen die Hand.

»Guten Tag, Mr. und Mrs. MacNeil, ich bin Sheriff Thompson. Sie sind bestimmt schrecklich stolz auf Ihre Tochter.«

Dann richtete er den Blick auf sein Klemmbrett, um seinen nächsten Worten einen möglichst offiziellen Anstrich zu geben.

»Meine Leute haben mir berichtet, dass Mary Katherine um fünf vor zwölf beim Sheriff's Department angerufen hat. Zum Glück, denn das war unmittelbar vor dem Schichtwechsel. Also, wenn Sie Ihren nächsten Strafzettel kriegen, bringen Sie ihn zu mir ins Büro, dann zerreiße ich ihn persönlich. Die Stadt steht in der Schuld Ihrer Tochter. Sie ist eine Heldin.«

Der Sheriff wusste nicht, ob es an dem Klemmbrett lag. Oder am Händedruck. Oder an dem zurückgenommenen Strafzettel, der sich immer nach mehr anfühlte als nach einer Ersparnis von fünfunddreißig Dollar. Jedenfalls klappte es. Die Mutter strahlte vor Stolz, und der Vater klopfte seiner Tochter auf die Schulter wie dem Sohn, den er eigentlich gern gehabt hätte. Mary Katherine hingegen wirkte niedergeschlagen statt erleichtert, und der Sheriff begriff sofort, dass sie geschwindelt hatte. Trotzdem hatte sie es verdient, ihren Führerschein zu behalten. Schließlich hatte sie den kleinen Jungen gerettet.

»Vielen Dank, Mary Katherine«, sagte der Sheriff, und um ihr Gewissen zu beruhigen, fügte er hinzu: »Gott weiß, dass du eine gute Tat vollbracht hast.«

Nach dem Gespräch mit der Familie MacNeil steuerte der Sheriff auf Christophers Zimmer zu. Beim Anblick der Mutter, die ihren schlafenden Sohn im Arm hielt, überkam ihn ein seltsamer Gedanke. In dem Sekundenbruchteil, bevor seine berufliche Routine übernahm, hatte er den Eindruck, noch nie einer stärkeren Liebe begegnet zu sein als der Liebe dieser Frau zu ihrem kleinen Jungen. Und er fragte sich unwillkürlich, wie es wohl war, wenn man so gehalten wurde – anstatt von einer Tante angekeift zu werden, weil man ihr nur zur Last fiel. Er fragte sich, wie es wohl war, sich geliebt zu fühlen. Nur ein wenig. Und von ihr.

Dr. Karen Shelton: Wie bist du auf die Idee gekommen, in den Wald zu gehen, Christopher?

Christopher: Weiß nicht.

Dr. Karen Shelton: Erinnerst du dich, was in den sechs Tagen passiert ist? An irgendwas?

Christopher: Nein.

Unter einem Baldachin aus Ästen folgte der Sheriff dem Pfad zur Lichtung. Das dichte Laub verdeckte das Licht. Selbst jetzt untertags brauchte er eine Taschenlampe. Unter seinen Füßen knackten Zweige wie die Truthahnknochen auf der Thanksgiving-Tafel seiner Mutter. Mochte Gott ihrer Seele Ruhe schenken.

Knack.

Der Sheriff drehte sich um und bemerkte einen Hirsch, der ihn aus der Ferne anstarrte. Einen Moment lang blieb der Sheriff reglos stehen und beobachtete das friedliche Geschöpf. Dann machte er einen Schritt, und der Hirsch sprang davon. Lächelnd ging der Sheriff weiter.

Schließlich erreichte er die Lichtung.

Sie war erfüllt vom herrlichen Licht der Herbstsonne. Langsam schritt der Sheriff den Kreis ab und suchte nach Belegen für Christophers Geschichte. Er fand keine zerbrochenen Zweige. Er fand nur die Fußspuren von Christopher.

Der Sheriff wühlte mit dem Stiefel in der Erde.

Suchte nach Falltüren.

Suchte nach verborgenen Gängen in dem Bergwerksstollen.

Doch da war nichts.

Bloß ein einzelner Baum und ein Haufen unbeantworteter Fragen.

Dr. Karen Shelton: Tut mir leid, dass du Kopfweh hast, Christopher. Ich habe bloß noch eine Frage, dann bist du erlöst. Okay?

Christopher: Okay.

Dr. Karen Shelton: Wenn du sein Gesicht gar nicht gesehen hast, wieso meinst du dann, dass er ein netter Mann war?

Christopher: Weil er mir das Leben gerettet hat.

Der Sheriff drückte auf STOPP. Er verließ den Wald und fuhr zurück zum Krankenhaus. Dort parkte er auf dem für die Polizei reservierten Platz gleich neben dem Bereich für die Rettungswagen. Dann schritt er durch den vertrauten Korridor zu Christophers Zimmer. Seine Mutter saß bei ihm. Allerdings sah sie nicht mehr aus wie die erschöpfte, an Schlafmangel leidende Frau, die er fast eine Woche lang erlebt hatte. Sie trug ihr Haar nicht mehr zum Pferdeschwanz gebunden. Trainingshose und Kapuzenshirt waren ersetzt durch Jeans und Blazer. Wenn er sich nicht so auf seine Arbeit hätte konzentrieren müssen, hätte es ihm glatt den Atem verschlagen.

»Entschuldigen Sie, Mrs. Reese.« Der Sheriff klopfte leise an die Tür. »Ich komme gerade aus dem Wald. Hätten Sie vielleicht eine Minute Zeit?«

Sie stand behutsam auf und begleitete ihn ins Wartezimmer, damit Christopher weiterschlafen konnte.

»Haben Sie was gefunden, Sheriff?«

»Nein, nichts. Hören Sie, ich lasse den Wald noch mal von meinen Deputys durchkämmen, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass sie mein Bauchgefühl bestätigen werden.«

»Und was sagt Ihr Bauchgefühl?«

»Vielleicht lag es an der Kombination aus Unterernährung und Dehydrierung. Egal was es war, ich bin der Meinung, dass es keinen netten Mann gab. Das ist meine fachliche Überzeugung. Da war bloß ein kleiner, verängstigter Junge, der sich verlaufen und sich in seiner Verzweiflung einen Freund ausgedacht hat. Das ist die einzige Erklärung dafür, dass dort nur Christophers Fußabdrücke sind.« Um seine Bemerkung

abzumildern, fügte er hinzu: »Dr. Shelton hat darauf hingewiesen, dass das Ganze auch was Positives hat: So viel Fantasie ist ein Zeichen von großer Intelligenz.«

»Erklären Sie das mal seinen Lehrern.«

Er ging auf ihren Ton ein. »Wird gemacht.«

»Trotzdem werden Sie die Augen offen halten.« Das klang nicht nach einer Frage.

»Natürlich. Ich schicke jeden Tag Leute in den Wald. Wenn wir was finden, rufe ich Sie als Erste an.«

»Danke, Sheriff. Für alles.«

»Gern geschehen, Ma'am.«

Lächelnd verwandelte sich Kate Reese wieder in Christophers Mutter. Als er beobachtete, wie sie zum Zimmer ihres Sohns zurückeilte, erinnerte er sich an seine erste Begegnung mit ihr im August. Er hatte mit einem Deputy zu Mittag gegessen, und sie hatte sie gebeten, auf ihren Sohn aufzupassen, der gegenüber im Park auf der kleinen Schaukel saß. Was ihm besonders auffiel, war, dass sie erst fragte, nachdem sie sich mit einem kurzen Blick auf die kaum angebissenen Sandwiches davon überzeugt hatte, dass sie mit mindestens einer halben Stunde erstklassigem Babysitting von zwei Polizeibeamten rechnen konnte. Das Sicherste von der Welt. Ob sie nun gebildet war oder nicht, an ihrer Intelligenz hatte der Sheriff keinen Zweifel. Und er brauchte auch keinen Garderobenwechsel, um zu erkennen, dass sie schön war. Der Fall musste natürlich ordnungsgemäß abgeschlossen werden, doch für danach nahm sich der Sheriff vor, Kate Reese zum Essen einzuladen. Und er hoffte, dass sie diesen fantastischen Blazer anzog. Den mit dem Riss unter dem Arm, den sie so verzweifelt zu verbergen suchte.

10

Als Kate das Zimmer betrat, starrte Christopher zum Fenster hinaus. Vor vielen Monaten hatte sie bei seinem Vater das Gleiche erlebt. Für einen Moment vergaß sie das Krankenhaus und dachte an seine Zukunft. Mit jedem Tag würde die Ähnlichkeit zu seinem Vater mehr hervortreten. Seine Stimme würde sich verändern. Und irgendwann würde er größer sein als sie. Es war eine seltsame Vorstellung, dass er sich schon in wenigen Jahren rasieren würde. Doch genauso war es. Wie bei allen Jungen. Und es war ihre Aufgabe, dafür zu sorgen, dass er als Mann der gute Mensch blieb, der er jetzt als Junge war.

Und ihn zu schützen.

Lächelnd wandte er sich zu ihr. Ihre Hand fand seine, und sie sprach ihn flüsternd an, wie bei einem Geheimnis. »Hallo, Schatz. Ich habe eine Überraschung für dich.«

Als sie in ihre Handtasche griff, leuchteten seine Augen auf. Sie kannte ihren Sohn, und deshalb ahnte sie, dass er zu Jesus und Maria betete, sie möge eine Schachtel Froot Loops herausholen. Tagelang hatte es Krankenhauskost gegeben, mehr als genug. Tagelang seine zweitschlimmste Antiliebungspeise. Haferschleim.

»Von der Schule.« Sie las die Enttäuschung in seinem Gesicht.

Statt Froot Loops zückte Christophers Mutter einen großen weißen Umschlag und reichte ihn ihm. Sie öffneten ihn zusammen und sahen eine riesige Karte mit der Aufschrift

»Gute Besserung«, deren Buchstaben gerade von Bad Cat gefressen wurden.

»Deine ganze Klasse hat unterschrieben. Ist das nicht toll?«

Christopher schwieg, doch seine Augen verrieten alles. Er wusste ganz genau, dass alle Kinder zum Unterschreiben gezwungen worden waren, so wie sie auch Valentinsgrüße an alle verteilen mussten, damit sich niemand übergangen fühlte. Immerhin lächelte er.

»Und Father Tom hat am Sonntag für dich in der Kirche beten lassen. War das nicht nett von ihm?«

Der Junge nickte.

»Ach, fast hätte ich's vergessen. Ich selber hab auch noch eine Kleinigkeit für dich.« Sie fasste in ihre Tasche und zog ein Päckchen Froot Loops heraus.

»Danke, Mom!« Er strahlte.

Es war eine von diesen wachsbeschichteten Packungen, für die man keine Schüssel brauchte. Als sie ihm Milch und einen Plastikteelöffel aus der Cafeteria hinhielt, brach er sein Geschenk gierig auf. Er machte sich mit einer schwelgerischen Miene darüber her, als hätte er einen Hummer aus Maine vor sich.

»Die Ärzte meinen, du kannst morgen nach Hause«, sagte sie. »Was ist morgen für ein Tag? Hab's vergessen. Mittwoch oder Donnerstag?«

»Morgen ist Filmfreitag.«

Sein Gesichtsausdruck brach ihr fast das Herz. Er war so glücklich. Er wusste nichts von der Krankenhausrechnung über 45 000 Dollar. Von der Krankenversicherung, die die Kostenübernahme abgelehnt hatte, weil sie noch nicht lang genug im Shady Pines angestellt war. Von dem Lohnausfall in der Woche, in der sie nicht gearbeitet, sondern nach ihm gesucht hatte. Von der traurigen Tatsache, dass sie finanziell ruiniert waren.

»Also, was möchtest du morgen machen?«, fragte sie.

»Filme aus der Bibliothek holen.«

»Das ist doch langweilig. Hast du nicht auf was anderes Lust?«

»Worauf denn?«

»Ich hab gehört, dass morgen der neue *Bad Cat 3D* anläuft.«

Schweigen. Er hörte auf zu essen und schaute sie an. Sie gingen nie zu Erstvorstellungen. *Nie*.

»Ich hab mit Eddies Mom geredet. Wir sind für morgen verabredet.«

Er umarmte sie so heftig, dass sie ihr Rückgrat spürte. Die Ärzte hatten ihr versichert, dass er kein Trauma hatte. Keine Spuren von sexuellem Missbrauch oder Misshandlungen. Körperlich war er wohlauf. Was machte es schon, wenn ihr Sohn eine Vaterfigur oder einen unsichtbaren Freund brauchte, um sich sicher zu fühlen? Wenn manche Leute in einem Grillkäse-toast das Gesicht von Jesus erkannten, dann durfte auch ihr siebenjähriger Junge glauben, wonach ihm der Sinn stand. Ihr Sohn war am Leben. Das allein zählte.

»Hör mal, Christopher.« Sie hatte noch etwas auf dem Herzen. »Der Regen vor einer Woche war schrecklich. Es gab Unfälle. Direkt vor mir ist ein Hirsch in einen Pick-up gelaufen. Sonst hätte ich dich nie so lange vor der Schule warten lassen. Das würde ich nie tun, ehrlich.«

»Ich weiß«, antwortete er.

»Christopher, nur zwischen dir und mir. Und ganz ohne Ärzte. Ist dir ... was zugestoßen? Hat dir jemand was getan?«

»Nein, Mom. Niemand, ich schwöre.«

»Ich hätte rechtzeitig da sein müssen. Es tut mir leid.«

Und dann drückte sie ihn so fest an sich, dass er keine Luft mehr bekam.

Später am Abend lagen Christopher und seine Mutter nebeneinander wie früher, bevor sie ihm erklärte, dass er jetzt groß genug war und die Monster selbst verhauen konnte. Nachdem sie eingeschlafen war, lauschte er auf ihren Atem. Und er merkte, dass sie selbst hier im Krankenhauszimmer nach Zuhause roch.

Christopher drehte sich wieder zum Fenster und wartete darauf, dass auch er schwere Lider bekam. Er betrachtete den wolkenlosen Himmel und fragte sich, was in den sechs Tagen wohl mit ihm passiert war. Christopher wusste, dass die Erwachsenen nicht an den netten Mann glaubten. Und vielleicht hatten sie recht. Vielleicht war er wirklich ein Hirngespinnst, wie Special Ed so was nannte.

Oder auch nicht.

Er wusste bloß, dass er mitten im Wald aufgewacht war. Auf einer riesigen Lichtung. Mit einem einzigen Baum. Er hatte keine Ahnung, wie er dorthin gekommen war und wie er hinausfinden sollte. Und da sah er auf einmal in der Ferne den netten Mann – oder das, was er für den netten Mann hielt – und folgte ihm nach draußen.

Bis sich die Sonne in die Scheinwerfer eines Autos verwandelte.

Die junge Frau schrie: »Lieber Gott, ich danke dir!«

Und dann fuhr sie ihn ins Krankenhaus.

Kurz bevor Christopher die Augen zufielen, beobachtete er durchs Fenster, wie die vorüberziehenden Wolken den Mond verdeckten. Die Wolken kamen ihm vertraut vor, doch er erinnerte sich nicht, warum. Wie aus weiter Ferne nahm er eine Andeutung von Kopfweh wahr. Dann versank er in friedlichen Schlaf.

»Nein!« Mit einem Schrei fuhr er aus einem Traum hoch.

Kurz darauf hatten sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt. Er sah den kleinen Milchkarton mit dem Bild von Emily Bertovich. Den alten Grieselfernseher, der hoch oben an die Wand geschraubt war. Und seine Mom, die in dem großen Sessel gleich neben ihm schlief. Da fiel es ihm wieder ein.

Er war im Krankenhaus.

Es war still. Das einzige Licht kam von der Uhr. Sie summte und schimmerte grün: 23:25. Christopher wachte fast nie mitten in der Nacht auf.

Es lag an dem furchtbaren Traum.

Sein Herz pochte gegen das Brustbein. Wie ein Trommelwirbel in seinem Körper. Angestrengt grübelte er nach, was ihn so erschreckt hatte. Doch er konnte sich nicht an das kleinste Detail des Albtraums erinnern. Das einzige Überbleibsel war ein leichter Kopfschmerz, der sich anfühlte wie der Druck knochiger Finger an seinen Schläfen. Er verkroch sich unter der Decke, doch kaum hatte er sich in dem dünnen, kratzigen Stoff entspannt, spürte er ein vertrautes Ziehen unter dem zugigen Krankenhauskittel.

Christopher musste pinkeln.

Seine Fußballen trafen auf die kalten Fliesen neben seinem Bett, und er schlich auf Zehenspitzen zum Bad. Als er schon die Tür öffnen wollte, beschlich ihn ein komisches Gefühl. Eine leise Ahnung, dass dort drinnen jemand war. Er legte das Ohr ans Holz und lauschte.

Tropf tropf tropf, machte der Hahn.

Sollte er rufen? Nein, er wollte seine Mutter nicht wecken. Also kratzte er nur leicht an der Tür und wartete. Kein Laut. Christopher umklammerte die Klinke und drückte sie nach unten. Dann hielt er inne. Irgendetwas stimmte nicht. Auf einmal war er sich sicher, dass da drinnen ein Monster lauerte. Oder ein anderes Wesen. Ein Wesen, das zischte. Das Zischen erinnerte ihn an das Geräusch einer Babyrassel. Nein, es klang eher wie eine Klapperschlange.

Er trat lieber hinaus in den Korridor.

Christopher tappte durch das Dunkel und das sanfte Surren von Maschinen. Er lugte hinauf zum Nachtschalter, wo zwei Schwestern saßen. Eine telefonierte. Es war Schwester Tammy, die so freundlich zu ihm war und ihm immer eine Extraportion Nachspeise brachte.

»Ja, Dad. Ich besorg die Flasche für Moms Geburtstag in der Weinhandlung. MerLOT, genau. Gute Nacht!« Lachend legte Schwester Tammy auf.

»Weiß dein Vater nicht, dass man das MerLOH ausspricht?«, fragte die andere Schwester.

»Nein, aber er hat mich auf die Schwesternschule geschickt, deswegen verbessere ich ihn nicht.«

Christopher öffnete die Tür zur Herrentoilette.

Der Raum war leer. Christopher trat ans Urinal. An das niedrige. Er brauchte eine Weile, bis er den Krankenhauskittel zurechtgezupft hatte. Beim Pinkeln fiel ihm ein, dass Special Ed immer gleich nach dem Leseförderunterricht aufs Klo ging. Er baute sich einen guten Meter vor dem Urinal auf und versuchte, seinen »Weitschuss« zu versenken. Christopher vermisste Special Ed. Er konnte es gar nicht erwarten, ihn morgen bei *Bad Cat 3D* zu sehen!

Christopher war so mit seiner Vorfreude auf den Film beschäftigt, dass er nicht hörte, wie sich hinter ihm die Tür öffnete.

